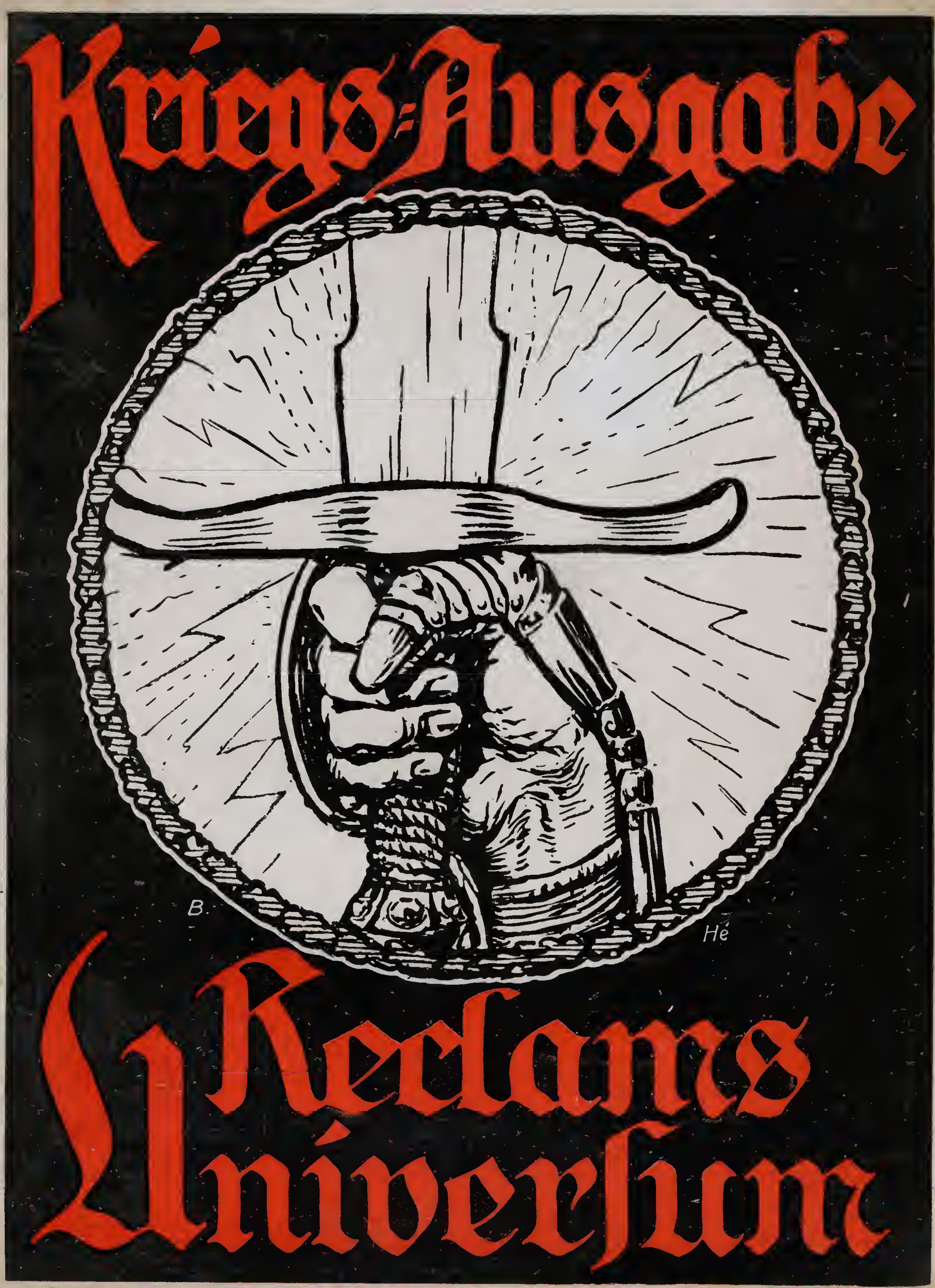
32. Jahrgang. 30. Dezember 1915. Heft 13.



Mit Roman-Beilage: Aram, Die Männer im Feuerofen.

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Zweiter Band. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, Wilhelm Lennemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. (Verlag Hesse & Becker, Leipzig. Geh. 1,50 M., geb. 2 M.) Der zweite Band des rasch beliebt gewordenen Sammelwerks bietet wieder eine reiche Fülle von sorgfältig ausgewählten Feldpostbriefen und andern Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen, und kann bestens empfohlen werden.

Sieben Monate in den Vogesen, in Flandern und in der Champagne. Briefe aus dem Felde an seine Mutter. Von Otto Kerler. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. Geb. 1 M.) Die schlichten und doch in ihrer Schlichtheit so ergreifenden Feldbriefe Otto Kerlers werden seine Gestalt bald vielen lieb und wert machen. Otto Kerler wurde am 9. März 1915 in der Winterschlacht in der Champagne bei einem Sturmangriff an der Spitze seines Zuges durch eine feindliche Kugel getötet.

Aus der Kriegszeit. Scherenschnitte von Rolf Winkler. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Mappe mit 6 Blättern 4 M., einzeln jedes Blatt 1 M.) Der Scherenschnitt oder das Schattenbild ist neuerdings wieder besonders beliebt. Der Künstler gibt in dieser Folge wirklich fein empfundene und doch kräftige Schattenbilder, Szenen aus dem Leben des Kriegers. Besonders gut ist das Blatt „Auf der Wacht" gelungen, auf dem die Schneestimmung sehr fein zum Ausdruck kommt.

Österreichs Ruhmeshalle. Ein neuer Band dieses patriotischen Jugend- und Volksbildungswerkes, herausgegeben von Prof. A. Herget, ist im Schulwissenschaftlichen Verlag von A. Haase, Leipzig, Prag, Wien, erschienen: Franz Schubert. Zwei begeisterte Verehrer des Liederfürsten haben sich zusammengetan, um der reiferen Jugend einen Einblick in das Leben und Schaffen des Meisters zu bieten. Dieser neue Band von „Österreichs Ruhmeshalle" verdient in Schule und Haus die gleiche freundliche Aufnahme wie die früheren Bände. (Geb. 1,40 Mark.)

Sachsenspiegel. Bilder von der Front. Von Ferdinand Gregori. (Verlag Karl Reißner, Dresden. Geheftet 2,— M.) Ferdinand Gregori, der bekannte Bühnenleiter und Schriftsteller, der seit Kriegsanfang als Kompanieführer Dienst tut, schildert das soldatische Leben in mehreren sächsischen Korps, die er von den Etappen bis zu den vordersten Gräben aus eigener Anschauung kennt. Innige Vaterlandsliebe und starke Zuversicht sprechen aus den kraftvollen und anschaulichen Schilderungen, die gewiß überall gerne gelesen werden.

Franz Schuberts Lebenslied. Ein Roman der Freundschaft. Von Jos. Aug. Lux. (Verlag Grethlein & Co., Leipzig.) Das Wien der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts lebt in diesem Jahre auf. Schubert im Kreise seiner Freunde lernen wir kennen, erleben die Freuden und Schmerzen dieser jungen ringenden und schaffenden Künstler — auch Schwind zählt dazu — mit. Aus echt österreichischer Heiterkeit heraus ist dieses Lebenslied geschrieben und dennoch von Wehmut durchtönt.

Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg. Von Universitätsprofessor Dr. R. Sternfeld. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr. 1 Mark.) Der Verfasser dieser Schrift, wohlbekannt auf dem Gebiete der Kunst Richard Wagners, hat es verstanden, in begeisterter Darstellung uns einzuführen in das ganze Verhältnis unserer Zeit zu dem deutschen Meister, der das Wort geprägt hat: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben."

Prinz Louis Ferdinand von Preußen als Mensch und Musiker. Von Elisabeth Wintzer. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig. Geb. 1 Mark.) Auf Grund streng historischer Forschung hat die Verfasserin mit Erfolg versucht, im kleinen Rahmen ein umfassendes Lebensbild dieser eigenartigen genialen Persönlichkeit zu geben, für die als Mensch und Musiker gerade die heutige große Zeit das Interesse wachruft.

Warum noch nervös? Ein Appell an Mutlose. Von Dr. med. O. Schär. (Verlag von Herm. Hambrecht in Olten. Geb. 2,60 M.) Der Verfasser will in diesem Buche allen Mutlosen und Nervösen den Weg zeigen, wie sie sich zu neuer Lebenskraft aufraffen können.

Reclams Universum

32. Jahrgang Heft 13 30. Dez. 1915

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Romanbeilage.

Neuigkeiten für den Büchertisch. Rätsel und Spiele. Schach. Briefkasten. Für Küche und Haus. **Ratgeber für Reise und Erholung.** Humor. Neuerscheinungen **aus** Reclams Universal-Bibliothek.

Die Bestimmungen der österreichischen Zensurbehörde machen des öfteren die Entfernung von Abschnitten und von ganzen Aufsätzen aus dem für unsere österreichischen Leser bestimmten Teil unserer Auflage notwendig, und es ist kaum zu vermeiden, daß solche Hefte mit leeren Stellen ab und zu auch in die Hände reichsdeutscher Bezieher gelangen. Wir bitten für solche Fälle im voraus um Entschuldigung, und sind zum Umtausch der betreffenden Hefte gerne bereit.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 4 Mark.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 6 Mark.



Daß Fried und Wehr uns Gott bescheer'.

Nach einer Zeichnung von Augustinus Heumann.





Siegreich auf allen Fronten.

Ein Neujahrsrückblick auf den Weltkrieg von Generalmajor v. Loebell.

Im Westen ist der mit fünffacher Überlegenheit von den Engländern und Franzosen versuchte Durchbruch unter tagelangem zähen und tapferen Ringen an der unübertroffenen Tapferkeit der deutschen Truppen gescheitert. Im Osten stehen die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nach siegreichem Überschreiten der Festungslinie im inneren Rußland in fester Verteidigungsstellung zu weiterem Angriff bereit. Im Süden halten die unvergleichlichen Verteidiger von Österreichs Grenze den täglich anstürmenden Feind seit Monaten ab. Das serbische Heer ist zusammengebrochen. An der serbischen Südgrenze wurde das englisch-französische Hilfskorps von den uns verbündeten Bulgaren geschlagen, und im Irak sowie an den Dardanellen schlugen die Türken die verhaßten Engländer! Das sind die Tatsachen, deren Feststellung, Neujahrsglocken gleich, diesen Neujahrsrückblick über den Weltkrieg einleiten soll.

Im zweiten Kriegsjahre haben die Heere der verbündeten Mittemächte ausschließlich Siege erfochten und große Gebiete erobert. Ihre Flotten brachten den Gegnern auf und unter dem Wasser und aus der Luft unerwartet große Verluste bei. Dieser Siegeslauf erinnert an die napoleonischen und an die deutschen Erfolge 1870/71, steht aber sonst in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit unerreicht da.

Das Kriegsjahr 1915 begann mit den glänzenden Erfolgen bei Soissons, wo die Franzosen in zweitägigen Kämpfen von den Höhen an der Aisne vertrieben wurden. Der Besitz der Hochfläche machte die Deutschen zum unbestrittenen Herrscher des Aisnetales, von dessen Nordhöhen aus sie Soissons und die Bahnlinien beherrschen. Ein Durchbruchsversuch an geschickt ausgewählter Stelle war durch diese Siege zum Scheitern gebracht. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze brach Anfang



Winterfrieden und Winterkrieg: Deutsche Stellungen in den Hochvogesen. Phot. Max Wipperling, Elberfeld.



Erlegte französische Brieftaube mit einer Nachricht am Fuß. Die Brieftauben werden besonders zur Spionage in den besetzten Gebieten verwandt; alle auffindbaren Tauben wurden daher sofort nach der Besetzung von den deutschen Truppen beschlagnahmt.

des Jahres die großangelegte russische Offensive zusammen, durch die über die Karpathen hinweg in Ungarn eingebrochen werden sollte. Ungeheuer groß waren die von den Russen gebrachten Opfer. Ihrem linken Flügel drohte Umfassung, Czernowitz mußten sie aufgeben, Kolomea wurde erstürmt und im Norden erfochten Hindenburgs Truppen unter den Augen des Deutschen Kaisers den glänzenden Sieg an den Masurischen Seen. Trotz Unbilden der Witterung, trotz Schneestürmen und Kälte, trotz entsetzlicher Wegeverhältnisse wurden die Russen vernichtend geschlagen und 100000 gefangen genommen. Das war wieder einmal eine von Hindenburg sicher geleitete Umfassungsschlacht, deren Durchführung glänzend geglückt ist. Ende Februar traf die frohe Kunde ein, daß der Durchbruchsversuch der Franzosen in der Champagne gescheitert war. Die Winterschlacht in der Champagne gehört zu den größten des Feldzuges, sie übertraf die masurische an Dauer, Ausdauer und Zähigkeit der kämpfenden Truppen. Ihr Ausgang hätte die Franzosen darüber belehren können, daß die deutsche Front nicht zu durchbrechen ist. Im Norden bei Ypern wurde die englische Front zurückgedrückt, und im April bereitete sich auf der ganzen Südfront des östlichen Kriegsschauplatzes eine Änderung der Gesamtlage vor. Die Erstürmung des Zwininrückens und der Ostryhöhe leitete die günstige Wendung ein, nachdem im März die tapfer verteidigte Festung Przemysl gefallen war. Für die Bewegungen im Süden war der Druck von Wichtigkeit, der im äußersten Norden auf Mitau zu ausgeübt wurde. Es fragt sich, ob durch Verstärkung des Nordflügels eine Umfassung der russischen Nordfront herbeigeführt oder das Anpacken der Front im Süden ermöglicht werden sollte. Vom strategischen Standpunkte aus war vielleicht die Umfassung im Norden vorzuziehen, vom politischen schien es notwendig, zunächst einmal das österreichisch-ungarische Galizien vom Feinde zu befreien, den Feind von den Karpathenpässen herunterzuwerfen, ihm dadurch den Weg nach Ungarn endgültig zu sperren und ihn von Rumäniens Grenze fernzuhalten. Militärisch am wirksamsten wäre es natürlich gewesen, den Feind aus beiden Richtungen anzupacken und auch seinen äußersten Südflügel zu umfassen. Dazu reichten aber die zur Verfügung stehenden Heeresmassen der Verbündeten nicht aus, war doch die deutsche und österreichisch-ungarische Kampfesfront 1000 km lang. Die Obersten Heeresleitungen entschlossen sich daher zu einem Vorstoß von Krakau her, ergänzt durch ein Vorgehen von den Karpathen nordwärts. In den ersten Maitagen erfolgte dieser Vorstoß am Dunajec mit gewaltiger Wucht. Nun folgte Schlag auf Schlag. Von Fluß zu Fluß, von Höhe zu Höhe wurden die tapfer ringenden Russen getrieben, aus den Karpathen mußten sie zurückfluten und gerieten hierbei in Gefahr, durch Flankenangriff vernichtet zu werden. An die unvergleichlichen Siege bei Tarnow—Gorlice und am unteren



Die Gefährdung des Panamakanals. Unsere dem „Scientific American" entnommene Abbildung gibt einen Überblick über das große Erdrutsch- und Schiebungsgebiet im Culebra-Einschnitt, wo die in Bewegung geratenen Erd- und Gesteinslagerungen den Panamakanal andauernd gefährden. Nur nach und nach sickert die volle Wahrheit darüber durch, wie ernst die Lage dort ist. Ende Oktober lagen am Eingang des Kanals ungefähr hundert Schiffe, die auf die Öffnung der Schleusen warteten; statt dessen erhielten sie nach Verlauf einiger Zeit den Rat, ihre Fracht lieber mit der Panamabahn von Meer zu Meer zu befördern oder den alten Weg ums Kap Horn zu nehmen, da in keiner Weise gesagt werden könne, wann der Kanal für den Verkehr wieder eröffnet werden könne. Zwei volle Jahre hatte man mit den Massen des vorigen Erdrutsches zu kämpfen; unaufhörlich, Werktags und Sonntags, wurde 22 von den 24 Stunden des Tages gearbeitet, jeden Tag 30000 Kubikfuß Erde und Steine entfernt und gegen 60000 Mark täglich dafür aufgewandt. Da die neu abgestürzten Massen auf etwa 10 Millionen Kubikfuß angeschlagen werden und man nicht mehr als etwa eine Million Kubikfuß im Monat beseitigen kann, so wird wohl ein volles Jahr vergehen, ehe die Eröffnung des Kanals erfolgen kann — vorausgesetzt, daß die Uferränder inzwischen nicht von neuem der menschlichen Arbeit spotten!



Eine deutsche Stellung in den Argonnen.



Deutsche Wacht in den Vogesen. Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

San, an die Befreiung von Przemysl, an die Eroberung der festen Grodekstellung und des befestigten Lemberg sei erinnert. Es war nach der Einnahme von Lemberg die Frage, ob nunmehr der Druck der Südarmeen von Linsingen und Pflanzer-Baltin abzuwarten war; den Heeren Boehm-Ermollis, Mackensens und des Erzherzogs Joseph Ferdinand wäre eine Kampfpause wohl zu gönnen gewesen. Aber das weitere Vorstürmen dieser Armeen über Lublin und Cholm auf Brest-Litowsk riß die Nachbararmeen nördlich davon mit vorwärts. Die Armeeabteilung Woyrsch erkämpfte sich den Übergang über die Weichsel, die Festung Iwangorod fiel und der Prinz Leopold von Bayern konnte in Warschau einziehen. Dieser Zweimonatsfeldzug war ein Meisterstück der Heeresleitung und der Truppen, wie ihrer Führer. Stolz kann Deutschland auf solche Heere sein! Auf der ganzen Front befand sich der Feind im Rückzuge, 900 Offiziere, 250 000 Mann an Gefangenen, 180 Geschütze und 700 Maschinengewehre hatte er verloren. Auf der Nordfront bereiteten sich ebenfalls neue Ereignisse vor; Hindenburg begann sich wieder zu regen. Nach und nach fielen die Festungen nördlich der Weichsel, der Narew wurde siegreich überschritten, und von Mitau aus wurde auf Wilna eingeschwenkt. Auch dieser wichtige Eisenbahnknotenpunkt fiel in deutsche Hände, und nachdem Brest-Litowsk durchschritten, der Südflügel nach hin- und herwogenden Kämpfen ostwärts, Festungen erobernd, Flüsse und Sümpfe überschreitend, vorgedrungen war, konnte zu Ende des Jahres die fest ausgebaute Verteidigungsstellung an der Düna entlang über Baranowitschi, Pinsk, Czartorysk, an der Strypa entlang bis östlich Czernowitz besetzt werden, um von dort aus zu neuer Offensive bereit zu stehen.



Grenzwacht im Süden: Ein Tiroler Landesschütze auf Posten im Gebirge. Phot. Wilh. Müller.

Während dieser großen Ostoffensive hatten sich auch auf der Westfront die Gegner nicht untätig gegenübergelegen. Es ging ein Notschrei von dem verbündeten Rußland aus, durch stärkere Fesselung der deutschen Truppen die zurückweichenden russischen Truppen vor drohendem Zusammenbruch zu bewahren. Joffre setzte daher die dritte gewaltige Offensive an, die als Schlacht von Arras und La Basseé zu bezeichnen ist. Auch an anderen Stellen, bei Les Eparges und Combres, bei Le Mesnil und in den Vogesen versuchten die Franzosen durchzubrechen, in den Argonnen entbrannte ein heftiger Kampf. Alles vergeblich! Die deutsche Stellung wurde allerorts gehalten, und die wütenden Kämpfe endeten für unsere Gegner ungemein verlustreich. Das geschah im Sommer. Im Herbst setzten dann Franzosen und Engländer zu neuer Offensive auf dem nördlichen Teil der westlichen Kampfesfront bis an die Argonnen an. Mit Millionen von Geschossen, mit Hunderttausenden von Verlusten und trotz fünffacher Überlegenheit der tapfer ringenden Feinde konnte der Sieg nicht errungen werden. Auch dieser Durchbruchsversuch scheiterte an der glänzenden Tapferkeit der deutschen Truppen.

Österreichisch-ungarische Tapferkeit brachte jeden Einbruchsversuch der Italiener in die österreichischen Südlande zum Scheitern. Die Italiener, die zu unseren Feinden verräterischerweise übergegangen waren, vermochten trotz viermaliger, wochenlang durchgeführter Offensive die tapferen Truppen unserer Verbündeten nirgends zu werfen. Stolz kann die österreichisch-ungarische Armee zu allen Zeiten auf ihre Waffentaten am Isonzo sein!

Das Kriegsjahr 1915, das so verheißungsvoll begonnen hatte, schloß mit einem Zuge durch Serbiens Gebirgsland, der an Großartigkeit der Anlage und Durchführung, Einheitlichkeit der Gesamtoperationen und Kürze der darauf verwandten Zeit unübertroffen ist. In diesem Feldzuge teilen sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit den neuen Bundesgenossen, den Bulgaren, in die Lorbeeren. Den tapferen Bulgaren war es vergönnt, durch einen großzügigen, innerhalb 10 Tagen durchgeführten Schlußakt die den Serben von Saloniki aus zu Hilfe geeilten Franzosen und Engländer in wilder Flucht aus Mazedonien hinauszuwerfen. Fast zu gleicher Zeit ist es auch den Türken, die ein volles Jahr mit Zähigkeit die Dardanellen verteidigten, an der Irakfront geglückt, die verhaßten Engländer bis an den Ausgangspunkt ihres Vormarsches zurückzutreiben. Und wenige Tage darauf vertrieben die Türken den englischen Nordflügel vollständig von der Gallipolihalbinsel bei Anaforta und Ari Burnu, und die Vertreibung der Gegner von dem Südteil bei Sedd il Bahr wird nur eine Frage kurzer Zeit sein.

Die Chronik des Weltkrieges.

17. Dezember. Ein feindlicher Fliegerangriff auf Metz beschädigte das dortige Städtische Museum schwer. — Der deutsche Kleine Kreuzer „Bremen" und eins seiner Begleittorpedoboote wurden in der östlichen Ostsee durch Unterseebootsangriffe zum



Munitions- und Proviantnachschub auf Tragtieren für die in Montenegro vordringenden Truppen des Generals v. Köveß. Kilophot, Wien.

Sinken gebracht; ein erheblicher Teil der Besatzung wurde gerettet. — In Tirol wiesen die österreichisch-ungarischen Truppen nördlich des Suganatales mehrere feindliche Angriffe auf den Collo ab. Görz stand vorübergehend wiederum unter schwerem Feuer. — Auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz sind bei den erfolgreichen Kämpfen der letzten vier Tage in dieser Gegend den österreichisch-ungarischen Truppen 13500 Gefangene in die Hände gefallen. — Die bulgarische Regierung hat den Vertretern der ihr verbündeten und der neutralen Staaten eine Note überreicht, in der sie die Tatsache feststellt, daß in Mazedonien die englischen und französischen Truppen von Dum-Dum-Kugeln und einer anderen Art von Geschossen mit doppeltem Mantel Gebrauch gemacht haben, die beim Aufschlagen auf das Ziel platzen. Die bulgarische Regierung erhob zum dritten Male seit dem Beginn des Feldzuges entrüsteten Einspruch gegen diese barbarischen Kampfmittel und erklärte, gegen die englischen und französischen Kriegsgefangenen und Staatsangehörigen die strengsten Vergeltungsmaßnahmen anzuwenden. — Die Niederlage der Engländer in Mesopotamien hat bereits eine Rückwirkung auf Persien ausgeübt. Die Regierung des Schah wünscht die Nachprüfung des Vertrages von Turkmautschai vom Jahre 1828, der Rußland das ausschließliche Schiffahrtsrecht auf dem Kaspischen Meere sicherte. Persien fordert die Wiederherstellung des Rechtes der Handelsschiffahrt, außerdem das Recht, eine eigene Kriegsflotte auf dem Kaspischen Meere und im Persischen Golf zu unterhalten.



MADEMOISELLE EMILIENNE MOREAU.

Photographie aimablement communiquée par le Petit Parisien.

Das sogenannte Heldenmädchen von Loos, das in der englisch-französischen Presse gefeiert wird, weil es bei den Kämpfen in Loos fünf deutsche Soldaten ermordete. Die französische Zeitschrift „L' Illustration" bringt in der Nr. 3794, S. 532 obiges Bildnis der Siebzehnjährigen mit einem Begleittext, dem wir folgenden Satz entnehmen: „Le rédacteur du ‚Petit Parisien' nous a donné des détails sur le combat que livra Mlle. Emilienne Moreau. Et il nous assure qu'elle n'a pas tué moins de cinq soldats allemands: trois avec des grenades, deux autres avec le revolver d'ordonnance d'un officier anglais."

18. Dezember. Vier Gruppen der unverheirateten Männer zwischen 19 und 22 Jahren, die nach Lord Derbys Rekrutierungsplan angeworben wurden, werden vom 22. Dezember ab einberufen. — Metz wurde in der Nacht abermals von feindlichen Fliegern angegriffen, wobei nur Sachschaden angerichtet worden ist. — Teile der deutschen Kriegsflotte suchten in der letzten Woche die Nordsee nach dem Feinde ab und kreuzten dann zur Überwachung des Handels am 17. und 18. im Skagerrak, wobei 52 Schiffe untersucht und ein Dampfer mit Bannware aufgebracht wurden. Während der ganzen Zeit ließen sich nirgends englische Seestreitkräfte sehen. — Am Nordhang des Monte San Michele an der Isonzofront wurden zwei vereinzelte Vorstöße italienischer Infanterie abgewiesen. — Die griechische Regierung erhob bei den Ententemächten Einspruch gegen die Befestigung von Saloniki durch die englischen und französischen Truppen.



General der Inf. Otto v. Emmich, der Eroberer von Lüttich (×), starb zwei Tage vor Weihnachten in seinem Heim in Hannover, wo er zur Erholung weilte. Durch die kühne Erstürmung der Maasfestung Lüttich, die er vor Vollendung der Mobilmachung binnen 48 Stunden mit seinem 10. Hannoverschen Armeekorps zu Fall brachte, ist sein Name für immer mit der Geschichte des Weltkriegs verknüpft. Im weiteren Verlauf des Kriegs kämpfte er in Galizien, in den Karpathen, vor Przemysl und in Polen. Unsere Aufnahme zeigt „unseren Emmich“, dem es nicht vergönnt war, das Ende des Weltkriegs zu erleben, mit dem regierenden Herzog Ernst August von Braunschweig kurz nach der Einnahme Lüttichs.

19. Dezember. Feindliche Monitore beschossen Westende an der flandrischen Küste, wurden aber durch das Feuer deutscher Küstenbatterien vertrieben. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff den westflandrischen Ort Poperinghe an, in dem zahlreiche Verbindungen des Feindes zusammenlaufen. Ein englischer Doppeldecker wurde im Luftkampf bei Brügge abgeschossen. — Die Truppen des Generals v. Köveß erstürmten die stark ausgebauten montenegrinischen Stellungen am Taraknic südwestlich von Bjelopolje und bei Godusa nördlich von Berane. In den Kämpfen an der Tara wurden 3 Gebirgskanonen, 2 Feldgeschütze und 1200 Gewehre erbeutet. — Bei Anaforta und Ari Burun an den Dardanellen begannen die türkischen Truppen in der Nacht zum 19. und am folgenden Morgen nach heftiger artilleristischer Vorbereitung den Angriff gegen die feindlichen Stellungen. Um diese Bewegung aufzuhalten, unternahm der Feind am Nachmittag des 19. bei Sedd il Bahr mit allen seinen Kräften einen Angriff, der vollkommen scheiterte, obgleich er durch heftiges Feuer aus Landgeschützen aller Kaliber, von Monitoren und Kreuzern vorbereitet war. Bei Sedd il Bahr wurden die Angreifer mit ungeheuren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Unterdessen hatte der türkische Vorstoß bei Anaforta und Ari Burun einen solchen Erfolg, daß der Feind in der Nacht zum 20. in aller Eile einen Teil seiner Truppen einschiffte. Am 20. war dort auch nicht ein feindlicher Soldat mehr zurückgeblieben. Die türkischen Streitkräfte, die bis zur Küste vordrangen, machten sehr große Beute an Geschützen und Munition.

20. Dezember. Im Deutschen Reichstag wurden der Gesetzentwurf über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne und der Gesetzentwurf über die Kriegsabgabe der Reichsbank in zweiter und dritter Lesung angenommen. Der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Dr. Helfferich, kündigte an, daß der Etat für 1916—1917 ohne neue Einnahmen sich nicht ins Gleichgewicht bringen lassen werde. Deshalb werde damit zu rechnen sein, daß dem Reichstag gleichzeitig mit dem Voranschlag für 1916—1917 nicht nur das Gewinnsteuergesetz, sondern auch noch andere Steuern zugehen werden, die gegen-



Inneres eines Beton- und Wellblechunterstands auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Phot. Max Wipperling.



Im serbischen Morast. Unsere Aufnahme ist ein kleiner Beleg dafür, wieviel die in Serbien vordringenden verbündeten Truppen durch Schmutz, Schlamm und Sumpf zu leiden hatten. Das Tragtier ist bis an die Brust in den Morast eingesunken und muß von den Feldgrauen befreit werden.



Der belgische Minister Vandervelde macht einen Ballonaufstieg an der belgischen Kampffront. Vandervelde ist ein bekannter Sozialist; er gehörte dem letzten belgischen Ministerium an, dessen Vorhandensein zurzeit wenig Einfluß auf die Geschicke des irregeleiteten belgischen Volkes hat.



Eine bayrische Schneeschuhpatrouille vor einer verschneiten Unterkunftshütte in den Hochvogesen. Phot. Leipziger Pressebureau.

wärtig in Arbeit sind. Die Versicherung könne er allerdings schon jetzt geben: an die notwendigsten Lebensmittel werde die Regierung nicht herangehen, zumal nicht während des Krieges. — Zwischen La Bassée und Lens westlich von Hulluch nahm eine deutsche Abteilung eine englische Sappe und wehrte einen nächtlichen Gegenangriff ab. — In der Nacht zum 20. besetzte eine vorgeschobene russische Abteilung das nahe vor der Front der Heeresgruppe Hindenburg liegende Gehöft Delschi dicht südöstlich von Widsy, wurde aber noch an demselben Tage wieder daraus vertrieben. Südlich des Wygonowskoje-Sees und nordwestlich von Czartorysk bei Kosciuchnowka wurden russische Erkundungsabteilungen abgewiesen. — Zwei italienische Kompagnien, die nachts gegen den Monte San Michele vorzudringen suchten, wurden aufgerieben. — Nördlich von Berane in Montenegro wurde eine feindliche Stellung erstürmt. — Von Beginn des Krieges bis Ende November 1915 sind insgesamt 734 feindliche Handelsfahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 1447628 t versenkt worden; hiervon entfallen auf Verluste durch Unterseeboote 568 Fahrzeuge mit 1 079 402 t, durch Minen 93 Fahrzeuge mit 94709 t, durch sonstige kriegerische Ereignisse verursacht 73 Fahrzeuge mit 273517 t. Von den versenkten Fahrzeugen gehören 624 mit einem Tonnengehalt von 1 231 944 t der englischen Handelsflotte an. Das bedeutet einen Ausfall von 5,9 Prozent der gesamten englischen Handelsschiffstonnage. — General Dewet und 118 Gefangene, die wegen Hochverrats verurteilt worden waren, wurden freigelassen. Die Freilassung wurde von der Bezahlung einer Geldstrafe und dem Versprechen abhängig gemacht, für die Dauer der ursprünglich verhängten Freiheitsstrafe sich jeder Teilnahme an der Politik zu enthalten.

21. Dezember. Im Deutschen Reichstag wurde der Nachtragskredit von 10 Milliarden in zweiter und dritter Lesung gegen 20 Stimmen der sozialdemokratischen Minderheit angenommen. — In den Vogesen griffen die Franzosen die deutschen Stellungen am Hartmannsweilerkopf und am Hirzstein nördlich von Wattweiler unter Einsatz erheblicher Kräfte an; es gelang ihnen jedoch nur auf der Kuppe des Hartmannsweilerkopfes Fuß zu fassen, von wo sie am 22. Dez. mit einem Verlust von 1553 Gefangenen wieder vertrieben wurden; die deutschen Verluste an Toten, Verwundeten und Vermißten betragen etwa 1100 Mann. Ein Angriff bei Metzeral brach vor der deutschen Stellung zusammen. — Bei Ipek in Montenegro wurden 69 von den Serben vergrabene Geschütze erbeutet. — Vor Varna fand ein für die Russen ergebnisloses Gefecht zwischen vier russischen Torpedobootszerstörern und einem bulgarischen Torpedoboot statt; auch die Küstenbatterien beteiligten sich am Kampfe. — Zum griechischen Gesandten in Konstantinopel wurde der frühere Minister des Auswärtigen Kalorghis ernannt. Der Posten war lange unbesetzt. Die türkisch-griechischen Beziehungen haben sich gebessert. — General Rußkij wurde durch Ukas des Zaren seiner Tätigkeit als Oberbefehlshaber der Nordarmeen enthoben.

22. Dezember. Während eines Erholungsaufenthalts in Hannover starb der Sieger von Lüttich General der Infanterie v. Emmich (Bildnis S. 592) im Alter von 67 Jahren. — Das englische Unterhaus nahm einstimmig die Gesetzesvorlage an, die eine Vermehrung des Heeres um eine Million Mann vorsieht. — Die amerikanische Regierung macht in ihrer zweiten in Wien überreichten Note die österreichisch-ungarische Regierung für das Vorgehen des Kommandanten des U-Bootes verantwortlich und wiederholt ihre in der ersten Note ausgesprochenen Forderungen.

23. Dezember. Die Neuwahl der griechischen Kammer ergab eine Zweidrittelmehrheit für das Ministerium Skuludis. Damit hat das griechische Volk die politische Haltung des Königs mit einer überwältigenden Mehrheit gebilligt. — In Judikarien kam es zu lebhaften Geschützkämpfen. Auf der Podgora wurde ein italienischer Angriff zurückgeschlagen. — Im östlichen Mittelmeer wurde der 12500 Tonnen große japanische Dampfer „Yasakamaru" durch ein Unterseeboot versenkt. — Auf dem Dardanellenkriegsschauplatz im Golf von Saros wurden englische Kriegsschiffe durch türkisches Geschützfeuer vertrieben. Ein feindlicher Kreuzer wurde getroffen.

Der Zug des Todes.

Einen schweren Verlust beklagt der Jungdeutschlandbund. Sein eifrigster Förderer Generalmajor Karl Jung ist im Feld unerwartet einem Herzschlag erlegen. Der Verstorbene war seit vier Jahren unermüdlich und erfolgreich für die Interessen des Bundes tätig. Bei Kriegsausbruch stellte er sich der Militärbehörde zur Verfügung, war eine Zeitlang Gouverneur von Ostflandern und erhielt dann eine Ersatz-Infanterie-Brigade. Für seine hervorragenden Leistungen erhielt er das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Generalmajor Jung stand im 63. Lebensjahre. Auf dem Felde der Ehre fielen ferner: Oberstleutnant a. D. Kammerherr Rudolf v. Eu ckevort, Koburg; Oberleutnant d. Ref. Kreisamtmann Freiherr Grancy v. Senarclens, Darmstadt; Fähnrich Fritz du Jarry Frhr. v. La Roche, der zweite gefallene Sohn des Adjutanten des Herzogs Luitpold in Bayern, Major Friedrich du Jarry Frhrn. v. La Roche; cand. agr. Otto Müller, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Sohn des Oberschulrats D. Dr. Müller, Leipzig; Generalmajor v. Stockhausen, Oldenburg. In russischer Gefangenschaft starb der Kriegsfreiwillige Referendar Heinrich Hesse, Sohn des Geh. Medizinalrats Hesse, Lüneburg; Leutnant z. S. auf S. M. S. „Bremen" Ernst Bourwieg, Sohn des Ministerialdirektors im Preußischen Justizministerium Dr. Bourwieg in Berlin; Leutnant Graf Ferdinand Viktor v. Klinckowstroem-Maryland; Oberleutnant Gerhard v. Buschmann, Sohn des Bürgermeisters Wilhelm v. Buschmann in Mühlhausen i. Th.; Fliegerleutnant Konrad Wencker, Sohn des württembergischen Generalleutnants v. Wencker; Leutnant der Reserve Karl Schedtler, Sohn des Sanitätsrats Dr. Schedtler, Direktors des Landeshospitals in Merxhausen; cand. jur. Werner Liebert und Fahnenjunker Johannes Liebert, Söhne des Oberfinanzrats Liebert in Leipzig; Kapitänleutnant Cord v. Zepelin, Sohn des verstorbenen Generalmajors Konstantin v. Zepelin, Eberswalde. Einer Fliegerbombe fiel die Gattin des türkischen Militärarztes Dr. Raghib Bei zum Opfer; sie war eine geborene Wienerin und hatte als Pflegerin und Dolmetscherin in Etappenlazaretten wertvolle Dienste geleistet.

Auch aus der Heimat sind mehrere Todesfälle zu melden: In Bonn verschied im Alter von 74 Jahren der frühere Ordinarius der Mathematik an der Würzburger Universität Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Prym. Im Jahr 1909 hatte er nach vierzigjähriger Lehrtätigkeit sein Amt niedergelegt. Aus Frankreich wird gemeldet, daß in einem Sanatorium in Lyon im Alter von 78 Jahren Professor C. J. Bouchard, einer der bedeutendsten französischen Mediziner, einer langwierigen Krankheit erlegen ist. Er hat auf dem Gebiete der inneren Medizin Hervorragendes geleistet. Im Jahr 1914 wurde ihm der Nobelpreis zugesprochen, dessen Austeilung sich jedoch infolge des Krieges verzögerte. In Dahlen starb 75jährig Generalleutnant z. D. Exzellenz Georg v. Biebahn, der im Kriege 1870 als Generalstabsoffizier beim Oberkommando der dritten Armee sich das Eiserne Kreuz erwarb. Seine beiden Söhne fielen im gegenwärtigen Krieg. Der Mitbegründer der berühmten Bleistiftfabrik in Nürnberg, Karl Ritter v. Faber, starb in München im Alter von 66 Jahren. Aus Breslau kommt die Nachricht, daß dort der ordentliche Professor der Psychiatrie und Direktor der Nervenklinik Dr. Alois Alzheimer einer längeren Krankheit erlegen ist. Die Wissenschaft verdankt dem Verstorbenen, der ein Alter von nur 52 Jahren erreicht hat, bahnbrechende Forschungen auf dem Gebiete der Psychiatrie.

An der Wetterseite.

Unser neuer Roman und seine Verfasserin.

Frau Marie Diers, die Verfasserin unseres neuen Romans „An der Wetterseite", wurde in Lübz in Mecklenburg als Tochter des dortigen Pfarrers geboren. „Ich bin ein Kind der nordischen Tiefebene," so schreibt sie uns, „und meine Heimat hat mir wohl manch Stück ihrer Eigenart mitgegeben. Als Pfarrerskind in Landeinsamkeit aufgewachsen, stehe ich noch immer dem Gesellschaftsleben der großen Städte abgeschlossen gegenüber. Eins aber sage ich mit Stolz: schon mit sechs Jahren war ich eine fanatische Patriotin und bin's geblieben bis auf den heutigen Tag, da endlich meine große heiße Liebe zum Vaterland ihren vollen Ausdruck, ihren vollen Widerhall findet, und mit dem von Millionen Müttern zugleich liegt auch mein eigenes kleines persönliches Lebensglück in der blutigen Wage. Gott helfe uns und schütze unser heiliges Vaterland."

Dieses Bekenntnis wird keinen überraschen, der Marie Diers' Romane kennt. Kerniges deutsches Wesen kennzeichnet so manche ihrer Gestalten, oft fühlt man, daß zähes niederdeutsches Blut in deren Adern rinnt, und dann wieder kommt die Tiefe deutschen Gemütes und echter Humor zum Ausdruck. Was aber Marie Diers vor vielen Schriftstellerinnen auszeichnet, das ist die kraftvolle Gestaltung der Persönlichkeiten, die sie in ihren Werken schildert — wir erinnern nur an den Charakterkopf des alten Josias Köppen. Auch der Roman „An der Wetterseite", mit dessen Veröffentlichung wir in dieser Nummer beginnen, weist diese Vorzüge auf. Wie das ganze Leben der Heldin ein heißer Kampf ist gegen die noch weit über den Tod hinaus wirkende Persönlichkeit des Pastors v. Unruh, bis endlich ihr Enkel den Bann der Vergangenheit bricht, das hat die Verfasserin meisterhaft geschildert und in kühnen Linien ein treffliches Bild der niederdeutschen Heimat und ihrer Bewohner entworfen. Lebendig und urwüchsig läßt sie die Bauerngestalten vor dem geistigen Auge des Lesers erstehen und zwingt ihn, innigen Anteil zu nehmen an allem Geschehen.



Marie Diers, die Verfasserin unseres neuen Romans.



An der Wetterseite.

Roman von Marie Diers.



In den fünfziger und sechziger Jahren lebte noch auf dem öden Streifen zwischen Sand- und Moorland, der das Dörfchen Elvernot trug, der mehr als neunzigjährige Pfarrherr Kaspar Schmitt v. Unruh, dessen sonderbarer Lebenswandel als Hagestolz und vor allem die unverblümte Dorfchronik, die er führte und die bei ängstlichen Leuten Anstoß erregte, ihm eine Art Berühmtheit in der Gegend verschaffte. Er leitete in seiner eigenwilligen Manier den Namen des Dorfes, in dem er mehr als ein halbes Jahrhundert amtierte, aus dem Dreißigjährigen Kriege her, mehr auf eigene Annahmen und Folgerungen, als auf wirkliches Material gestützt, denn die Kirchenbücher und sonstigen Dokumente der Gemeinde waren in jener Zeit sämtlich verloren und zugrunde gegangen. Nur in der Kirche selbst, in der sich die alten Mauerreste von dem damals niedergebrannten Gotteshause noch als merkwürdige, unmotivierte Vorsprünge im Innern erhalten hatten, nachdem die neue Kirche am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf der alten Stelle wieder aufgebaut war, und in ein paar Heiligenfiguren, die der vor dem Kriege noch katholischen Zeit entstammten und jetzt im Flur des Pfarrhauses von den Wänden blickten, lebten die einzigen Überbleibsel aus jener Zeit. In der Chronik aber, die Kaspar Schmitt v. Unruh hinterließ und die Jahrzehnte hindurch trotz ihrer Absonderlichkeiten als authentische Quelle angesehen wurde, stand verzeichnet, daß der Name Elvernot aus jener Schreckenszeit herrühre, da die Wallensteiner und Schweden das unglückliche, damals blühende und über tausend Seelen umfassende Dorf abbrannten, die Gehöfte zerstörten und die Bauern erschlugen. Nach dem Friedensschluß seien dann aus den Wäldern jenseits des Sees und dem Knickholz der Moräste ein paar übriggebliebene, halbverhungerte Flüchtlinge gekrochen, die sich zwischen Schutt und Brandresten wieder ansiedelten. Elf Männer habe man gezählt und mit ihnen ein zitterndes Häuflein Weiber und Kinder. Aus der Not dieser Elf sei das neue Dorf Elvernot entstanden.

Selten hat ein Gesetzgeber, ein Führer autokratischer unter seinem Volk gestanden als Kaspar Schmitt v. Unruh. Vielleicht mochte er zu Anfang auch nichts anderes gewesen sein als ein Landpastor, den die Behörde den Bauern schickt, dem sie zu Martini die Kartoffeln ins Kellerfenster poltern lassen, zu Ostern die Eier in die Küche schicken und nach dem Dreschen die Kornsäcke die Stiege hinauf in die Bodenkammer schleppen, wo sich dann der gelbe Berg anhäuft, und wo sich die Mäuslein freuen. Aber sie mußten doch bald gemerkt haben, wen sie da unter sich hatten. Denn die alten Leute, die ihn noch gekannt hatten, nannten ihn noch heute nicht anders als „uns' Herr". Er war ein grimmer Herr gewesen.

Von seiner Familie hatte man im Dorf nie jemand gesehen. Es war da noch ein Invalide von 1813, genannt Louis Stehlmann, ein Urgroßonkel von dem heutigen Louis Stehlmann, dessen Geschichte noch durch lose aber verhängnisvolle Fäden mit dem Wirken des greisen Hagestolz-Pfarrers zusammenhing. Dieser Stelzfuß, der bei dem Eintritt des Pfarrers ein blutjunger Bursche war und von ihm den Waffensegen mit hinaus ins Feld nahm, erzählte oft, wie die Leute im Dorf sich verwundert hätten, daß ihr Herr niemals auch nur ein verwandtes Gesicht aus seiner Sippe im Hause gehabt habe. Er verreiste auch nie. Man erklärte sich das später, daß mit seiner adligen und hochmütigen Familie, die gar nicht hier in der Gegend ansässig war, Zusammenstöße stattgefunden hatten, vielleicht wegen seiner Berufswahl, vielleicht auch nur wegen der Absonderlichkeiten seines Wesens.

Es war auch nicht nur eine äußerliche Schrulle, daß die mittelalterlichen Holzfiguren, die einst dem katholischen Kult gedient hatten, vom Kirchenboden in seinen Hausflur gewandert waren. In dem greisen Querkopf lebte noch ein Stück starres Mittelalter. Und die Leute von Elvernot waren in den letzten Jahrzehnten wie eine blinde Hammelherde mit ihm durch dick und dünn gegangen.

Sein Nachfolger war danach nur zwei Jahre da. Er kam mit diesen Verhältnissen nicht aus. Er war ein moderner, weitherziger Mann und hatte es schon in der ersten Woche mit den Leuten verdorben, als er die „Aussprache", wie Schmitt v. Unruh es genannt hatte, die weiter nichts war als die Ohrenbeichte, abschaffen wollte. Er quälte sich dann noch eine Zeitlang hin mit dem Mißtrauen der Leute, ihrer Widersetzlichkeit und ihren ewigen Hinweisen: „Uns' oll Herr hat dat anners makt", und machte dann einem Nachfolger Platz, der es insofern leichter hatte, als diese Zwischenzeit die Leute schon sowieso verwirrt und die eisenharten Gewohnheiten etwas gelockert hatte.

Es war auch kein Zufall und rührte nicht etwa aus einer verfehlten Liebessache her, daß Kaspar Schmitt ehelos blieb. Mancher hatte es vielleicht damals so gedeutet, auch unter den Amtsbrüdern. Wenn man aber alle Wesenheiten dieses merkwür-



Die Wartburg im Rauhreif.

digen Mannes zusammenzog, so wurde diese Annahme vollkommen unwahrscheinlich gegen die andere, daß auch hierin der Priestergedanke sich durchgesetzt hatte.

In diesen mehr als sechzig Jahren, währenddessen eine ganze Menschengeneration vorübergegangen war, hatten sich die Bauern an dieses frauenlose Pfarrhaus, in dem ein Knecht nicht nur das Vieh, die Hühner besorgte, sondern auch fegte, wusch und kochte, ja dem Herrn die Strümpfe strickte, so sehr gewöhnt, daß sie mit feindlichen Blicken wie etwas Unerlaubtes und Gemeines die junge Hausfrau betrachteten, die der Nachfolger mit sich brachte. Sie hatte einen bedauernswerten Stand. Die Leute wußten es ja, daß es anderwärts auch Pastorsfrauen gab, aber sie selber konnten sich in dies Neue nicht finden. Sie grüßten sie nicht. Die Kinder, die bei dem alten Herrn in der Kornkammer die Mausefallen aufzustellen gehabt hatten, schrien ihr die alten Reime nach:

„Olle Muus, olle Muus,
wat söchst in unse Paster sien Hus?"

und selbst die Kranken, denen sie Suppen brachte, sahen ihr stumm und unfreundlich entgegen.

So sehr nun allerdings auch die Nachfolger unter den Nachwirkungen dieser sonderbaren Amtszeit zu leiden hatten und auf Schritt und Tritt auf solche ungefügen, festgerammten Steine stießen, so mußten sie doch eines anerkennen: es herrschte in Elvernot eine Mannszucht, wie man sie im ganzen Reich in keinem Dorfe wiederfand. Die Hand des alten Herrn hatte eisern auf dem Dorfe gelegen. Und kehrten die Burschen vom Militär zurück, und kam dann mit einem der Mädchen „etwas vor", so stand die Geschichte schonungslos in der Chronik, und nicht nur an der einen Stelle. Nach Jahren, nach Jahrzehnten tauchte sie dort immer wieder auf, die Kinder, ja die Kindeskinder, deren erster Ursprung in einem Fehltritt lag, trugen ihr Brandmal bis ins Alter hinein, aufgestempelt von der Hand des alten Kaspar Schmitt.

Und das war erst die Chronik gewesen, die doch nur wenigen zugänglich war und in der stillen Studierstube blieb. Wie mochte es erst in den Predigten niedergehagelt sein, von denen sich nichts mehr vorfand, die wohl nie aufgeschrieben worden waren!

Es existierten keine Bilder von ihm. Die ihn nicht gekannt hatten, mußten sich sein Bild zusammenfragen und in der Phantasie ergänzen. Jetzt lebten ja noch viele, die ihn in seinen letzten Jahrzehnten gesehen hatten. Aber das waren auch schon alte Leute, und ihre Berichte waren wirr und widerspruchsvoll.

Einer der merkwürdigsten Berichte in der Chronik war der von der Elsa Karoline Witte, jetzigen Witwe Wiensch. Darüber schüttelten mit Recht dann doch viele Bedächtige und Gutgesinnte unter den Amtsbrüdern die Köpfe.

Die Chronik wies auf das Taufregister im Kirchenbuch pagina dreiundsiebzig hin, und dort stand zu lesen, daß Elsa Karolina, geboren am fünften Juli Anno 1845, die eheliche Tochter des Erbpächters Zacharias Johannes August Witte und seiner Frau Maria Karolina geborene Stehlmann sei, und am siebenundzwanzigsten Juli desselben Jahres, an einem Sonntagnachmittag in der Roggenernte die heilige Taufe empfangen habe.

Aber dann fuhr die Chronik folgendermaßen fort:

„Obwohl mir am fünften Juli, am Sonnabend nachmittag vier Uhr, der Erbpächter Zacharias Witte die Anzeige von der soeben erfolgten Geburt einer Tochter in eigner Person erstattet, auch allen Einreden gegenüber mit bleichem Gesicht, darauf die Sünde und die Schuld eingegraben stand, auf seinen Angaben beharrt hat, in welchen Angaben nachhero seine Ehefrau, die geborene Maria Stehlmann, ihm fleißig und unerschütterlich mit Weinen und Seufzen sekundiert hat, stehe ich nicht an, zu erklären, daß diese Geburt eines Kindes unter dem Schutzdache einer ehrsamen Ehe Blendwerk und eitel Lüge und Schelmerei sei, habe auch in der Taufrede am heiligen neunten Sonntag post Trinitatis diese meine Überzeugung von mir gegeben, die beiden Schuldigen tief gebeugt, so daß Weinen und Zähneklappern um den Taufttisch und um das neugeborene Kind der Sünde und des Verderbens war, ohne daß ich doch die Gemüter, die Satanas in seiner List verstockt hat, zur Reue und Buße zurückführen konnte. Welches Ereignis in seiner schweren Sündhaftigkeit das einzige ist, das mir in Elvernot seit nunmehro fünfzig weniger drei Jahren zugestoßen ist.“ —

Über die Gründe, die den alten Schmitt v. Unruh zu dieser ebenso harten wie scheinbar willkürlichen Verdammung trieben, stand kein weiteres Wort in der Chronik. Nachdem diese Angelegenheit bis hierher erörtert war, ging es zu dem Bericht einer Gemeindesitzung über, in der wegen einer Kirchenorgel verhandelt wurde. Wie sich aber dann erwies, lehnte die Gemeinde unter dem Vortritt ihres Domine den Antrag ab, ebenso einstimmig, wie sie ihn im anderen Falle angenommen hätte. Er schien anzunehmen, daß bei Mithilfe einer Orgel die Leute schläfrig und nachlässig im Gemeindegesang werden würden.

Im Verlauf der Chronik tauchte, wie dies in allen anderen Fällen auch gewesen war, der Name Witte nie mehr ohne das Brandmal auf, das in der zähen, trotzigen, keilförmigen Handschrift jedesmal wie von neuem aufgehauen dastand. Palmarum 1860 wurde Else Witte, „das Kind der Lüge und der bis dato uneingestandenen Sünde“, konfirmiert. Es hatte den Spruch erhalten:

„Es muß ja Ärgernis kommen.
Aber wehe dem, durch den es geschieht.“

Und in der Sterbeurkunde von Zacharias Witte vom Jahre 1867, sowie der seiner Frau zwei Jahre früher, stand jedesmal der Passus: Ohne Reue, in der ungebüßten Sünde dahingefahren.

Der erste Nachfolger, der danach nur zwei Jahre in Elvernot aushielt, bekannte, daß, als er diese Chronik gelesen habe, ihn ein kaltes Grauen überlaufen habe, vor dieser gigantischen Härte, diesem Haß, der über alles Persönliche fort in das Dunkel der Begriffe hineinloderte. Es lebte in diesen Blättern eine längst untergegangene Zeit des nervenlosen Fanatismus, der Menschenschicksale wie dürres Holz zertritt.

Denn Menschenschicksale waren zertreten. Das Mal, das diese eiserne Hand den unglücklichen Leuten aufgebrannt hatte, war noch heute unverlöscht, stand über den beiden Gräbern, in denen die Leiber zu Staub zerfallen waren, glühte auf der Stirn der jungen Frau, die in der alten Bauernstube an der Wiege saß und deren Mann seit Jahresfrist in Frankreichs Erde lag. Einer der Toten des großen Jahres, deren Namen auf der Ehrentafel in der Kirche hing unter welken, knisternden Kränzen.

Warum hatte der Alte die Gründe für sein grausiges Verfluchen eines ganzen Geschlechtes verschwiegen? War es ihm nicht der Mühe wert gewesen, Verdachtsmomente zusammenzustellen oder auch nur Tatsachen zu berichten? Furchtbar für ein sanfteres Gemüt war diese Willkür, mit der seine Darstellung verfuhr, mit der er das Wesentliche in das Unwesentliche hinein verschob. Wer konnte noch mit ihm rechten? Wer hatte es je gekonnt, mit diesem zähen, übermächtigen, wunderbaren Alten? War nicht auch eine Möglichkeit da, daß diese beispiellos grausame Geschichte — in seiner Phantasie bestanden hatte?

Wie hatten sonst zwei Leute aus Elvernot ihm widerstehen können, weit über zwanzig Jahre hinaus —?

Vielleicht hatte in diesen Räumen, die jetzt stumm in nächtlicher Stunde auf den bleichen Nachfolger sehen, ein kranker Geist gehaust — und ihm waren die Menschen hier rettungslos verfallen.

Aus Nachforschungen war wenig oder nichts zu erhellen. Man konnte auch nicht forschen, man mochte nicht. Man war kein Kaspar Schmitt v. Unruh, der nicht Umstände kannte und nicht Hemmungen.

Das Kirchenbuch gab eine Auskunft, die vielleicht eine war. Zacharias Witte und Maria Stehlmann hatten ihren Ehebund im Jahre 1832 geschlossen, also dreizehn Jahre vor der verhängnisvollen Geburt der Tochter. Vorher war kein Kind der Ehe entsprossen.

Aber das war doch noch kein Grund zu einer so wilden, so schicksalszerstörenden Anklage.

Dann erzählte die Chronik noch etwas aus der Zeit, als an den Namen Witte noch nicht der Stempel

brannte. Im Herbſt 1844 war Zacharias eines ſchweren Gichtleidens wegen in der großen Stadt im Krankenhaus geweſen, und ſeine Frau hatte ihn begleitet. Sie war nach ein paar Tagen wiedergekommen, er erſt nach acht Wochen.

Die Chronik nannte ſie „ein rundbäckiges Weib, das gerne lacht“. Nach der Rückkehr habe ſie nicht mehr mit dem Geſinde gekeift und ſei maulfaul geworden, aber alle Sonntage in der Kirche zu ſehen.

Danach kam der Name erſt wieder am fünften Juli des nächſten Jahres vor.

In dem jungen Pfarrer, der friſch von den Univerſitäten, aus dem Strom der großen Welt, den humanen Begriffen eines ſtrebenden Zeitalters kam, entbrannte eine heftige Oppoſition. Damals war er noch friſch und ungebrochen den Zuſtänden gegenüber. Er dachte, den Drachen beſchleichen und ihn bezwingen in ſeiner Höhle, das ſei Sache eines jeden, der guten Willen und edle Abſichten mit ſich führe.

Er gedachte nicht, das Andenken des alten Herrn bei dem Dorfvolk zu erſchüttern. Vielleicht rechnete er ſich dies damals in der Zeit der erſten Selbſtüberſchätzung noch als etwas Beſonderes an. Nachher kam ihm darüber mehr als einmal ein wehmütiges, ſich ſelbſt verſpottendes Lächeln. Was er aber wollte, war, das letzte noch am Leben gebliebene Opfer, das ſchwer in ſeiner Abſtammung verdächtigte Kind der beiden Wittes, die jetzige Elſe Wienſch, die als Witwe des gefallenen Landwehrmannes und Mutter eines kleinen Mädchens auf ihrem Elternhofe ſaß, von dem Fluch und der Verfemung zu erlöſen, die ſeit ihrer Geburt ihr Daſein umzogen.

Winterſonne.

Was er von dieſer Verfemung wußte, mußte er ſich freilich alles ſelber ſagen. Wenn er nicht aus der Chronik geſchöpft hätte, ſo würde er vielleicht nie auf etwas Beſonderes aufmerkſam geworden ſein. Denn von dem Dorfvolk erzählte ihm keiner etwas. Die hielten wie eine verbiſſene Horde gegen ihn zuſammen, vom kleinen gelblichen, verknitterten Erbſchulzen herab bis zum überlangen hageren Pfarrknecht, der bei dem alten Herrn gedient hatte und der während ſeiner kurzen Amtsperiode ſtumm und brummig, grob wie das Stroh in ſeinem Kaſtenbett im Stall, auf dem er lag, das letzte Abendmahl nahm und ſtarb.

Nein — erzählt bekam der Pfarrer nichts, kein Wort. Er hatte ja ſelber die „Ausſprache“ abgeſchafft, in ſeinem erſten ſchönen Eifer. Jetzt wollte ihm das ſchon beinahe leid tun. Es hat ihm dann nachher noch manches leid getan, was er vielleicht hätte anders auffaſſen können. Und das lag an ſeinem weicheren Gemüt, das immer leicht bereit war, die Schuld an Dingen auf ſich zu nehmen, deren Wurzeln viel tiefer hier im Lande ſteckten und viel weiter verzweigt waren, als ein Menſch, der von außen kam, ahnen konnte.

Mit ſeinem jungen Weib, das ſich hier ſo unglücklich fühlte, daß ſie kaum vor die Haustür gehen mochte, erörterte und ſpann er die Geſchichte der Elſe Witte aus und machte Pläne, die alle ſo gut berechnet und ſo gut beabſichtigt waren, und von denen keiner ſich erfüllen konnte, weil die Grundlage dazu fehlte.

„— Es hat die Elſe Witte“, hieß es in der Chronik, „zwei Jahre nach dem Tode ihres Vaters auf ihrem gutbeſtellten Erbteil geſeſſen wie eine gebratene Taube auf dem Präſentierbrett, und hat nicht einmal ein Knecht um ſie gefreit. Da iſt ſie am Freitag vor Invokavit zur Stadt gefahren und hat ſich, wie mir erzählt worden iſt, bei Iſidor Levy einen Schmuck

gekauft von blanken Steinen für eine Milchkuh, die sie ihm hat am anderen Tage schicken müssen. Den Sonntag darauf ist sie nicht zur Kirche gewesen, weil sie in Angst gelebt hat, ich werde sie öffentlich strafen um des Schmuckes willen. Habe aber nichts gesagt, sondern habe noch verziehen wollen, daß sie von selber komme und lege das blanke Gerät, daran der Teufel die arme Seele schon gefangen hat, in meine Hände. Da bin ich zu Hause geblieben und habe gewartet, den ganzen Sonntagnachmittag. Sie ist aber nicht gekommen. Abends ist sie allein mit ihren zwei Schimmeln hinübergefahren nach Ostorf, wo Tanz gewesen ist im Krug, was noch nicht geschehen ist von einer Jungfrau, solange das Dorf stehet. Und hat sich einen Bräutigam besorgt, der ein schwindsüchtiger Knecht ist und zehn Jahre älter als sie.

An dem Tage, als der neue Bräutigam hat den Hof besichtigen wollen, haben die Burschen die Straße davor mit Menschenkot beworfen, da hat er durch müssen, und die Leute haben in Haufen gestanden und haben gelacht. Da hat mich der Zorn ergriffen über die Leichtfertigkeit ihrer Herzen und habe ihnen scharf das Lachen verwiesen, wo so bittere Dinge geschehen sind. Denn wo Kot ist, da ist kein Lachen, und wo Lachen ist, da ist kein Kot.

Danach habe ich die Trauung verweigert."

Dann kam in dieser gewalttätigen, souveränen Chronik so etwas wie eine Tragik. Sie war nicht in Worten niedergelegt. Am Freitag vor Rogate desselben Jahres, 1869, hatte der Alte den Bauernknecht Johannes Wiensch und die Bauernhofbesitzerin ledige Else Witte in der Dorfkirche miteinander getraut. Über die Traurede war nichts ausgesagt. Der Text aber lautete: „Wahrlich ich sage dir: du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest." Und unten in der Chronik war mit schwankender Hand vermerkt: Sirach 22, 23. „O daß ich könnte ein Schloß vor meinen Mund legen, und ein fest Siegel vor mein Maul drücken, daß ich dadurch nicht zu Fall käme und meine Zunge mich nicht verderbte —"

Was mochte hier zwischen den Zeilen stehen?

Vielleicht hatte der steinharte Alte sich bis aufs Blut gewehrt — und war doch niedergebeugt worden — von seiner Behörde.

Nur die paar zittrigen, halb unleserlichen Zeilen gaben darüber Auskunft, wie ein ins Wildgroteske gesteigerter Eigenwille dumpf und trostlos zusammengebrochen war.

Armer alter Kaspar Schmitt v. Unruh!

Er hatte wohl vielen weh getan bis ins Lebensmark hinein. Aber am Ende war er doch der am tiefsten Getroffene, in seinem zweiundneunzigsten Lebensjahr. War er daran gestorben? Vielleicht — langsam davon aufgezehrt. Nicht in Donner und Blitz war er damals zusammengestürzt, aber die eiserne Hülle war angestochen, da sickerte das Leben heraus. Ein Jahr, noch ein halbes und einige Wochen — dann war's vorbei. Als er zum erstenmal hatte nachgeben, gegen seine harte, wilde Überzeugung hatte handeln müssen.

Wer gab noch Kunde von dieser Zeit? Alle, die hier um den Neuen herum waren, hatten sie miterlebt. Der Tote konnte nicht fester schweigen als sie. Wußten sie überhaupt davon? Sprachen sie untereinander darüber? Ja, wer das enträtseln könnte! Ach — warum hatte er die „Aussprache" abgeschafft! Es ist ein peinliches Kapitel, das Abschaffen der Neulinge. —

Was mochte das für ein seltsames, unheimliches Hochzeitsfest gewesen sein —!

In der großen Vorderstube rechts auf dem Wittenhof, über dessen niedrigen Scheiben das Strohdach niederhing und wo der gestreute weiße Sand unter der hölzernen Kinderwiege knirschte, stand noch im Alkoven aufgemacht und unberührt das verlassene Bett des toten Landwehrmannes, des schwindsüchtigen Johannes Wiensch, der sich hier zu kurzem Wohlstand hineingeheiratet hatte.

Ob ihm der Wohlstand das bezahlte, was er an Seelenruhe und Menschenwürde hatte hinter sich lassen müssen, als er Else Wittes Ehemann wurde? Wer gab darüber Bericht? Die Lebenden schwiegen wie die Toten.

Jetzt war er einen ehrlichen, tapferen Tod gestorben fürs Vaterland, und sein Name hing unter den anderen in der bekränzten Tafel an der Kirchenwand.

Als der Pastor und seine Frau die Else Wiensch zum erstenmal besuchten, stand sie neben dem schlafenden Kind und wiegte die Wiege so stark hin und her, daß sie schaukelte.

Sie hatte schwerblaue Augen und häßliches rostbraunes Haar, das nicht wie bei den anderen Frauen glatt gekämmt am Kopfe lag, sondern unordentlich herumhing. Aber sie selber war nicht häßlich. Eher war etwas an herausfordernder Schönheit an ihr. Breite Backenknochen, ein großer wohlgeformter Mund, eine kurze gerade Nase. Und kampfbereiter Trotz im Blick, als die beiden städtischen Leute eintraten, die sie schon über den Hof hatte kommen sehen.

Es war ein Sonntagnachmittag im Winter. Die Dorfstraße war voll von Kindern, die auf Stoßschlitten dahinsausten, von jungem Volk, das sich mit Schnee warf. Die Pastorsfrau war noch blaß von diesem schweren Gang. Ihr Mann hatte freundlich gegrüßt, kaum hatten sie geantwortet, hinter

ihnen her war Lachen geflogen. Ach — dies schreckliche Dorf.

Es sollte etwas stabilieren, daß sie beide gerade an diesem hellichten Sonntagnachmittag zu der Else Wiensch gingen. Ja — es sollte wohl. Wie dann nachher die wahre Wirkung aussah —?

„Guten Tag, Frau Wiensch," sagten die Pastorsleute.

„Guten Tag," sagte die Else.

„Wir wollten dich besuchen, Else," sagte der Pfarrer mahnend.

„Ja —" sagte Else und wiegte das Kind heftiger.

„Sie sind wohl immer sehr allein?" fragte die kleine Pfarrersfrau schüchtern.

Darauf wußte sie keine Antwort. „Ja —" sagte sie — „nee —" sagte sie dann. Sie war einige Jahre älter als die Pfarrersfrau, groß, breit, muskulös, ein Bild von einem Bauernweib. — Und die sollte kein Mann im Dorf geliebt haben, außer einem fremden, schwindsüchtigen, gewaltsam herbeigezerrten Knecht? Es war nicht anzunehmen.

„Lassen Sie mich doch einmal Ihr Kindchen sehen," sagte die Pfarrersfrau. „Ich interessiere mich sehr dafür."

Die Witwe Wiensch hielt mit Schaukeln inne, zog widerwillig das dicke Federbettchen ein wenig herunter.

„Is nich veel antosehn," sagte sie.

„Wie alt ist denn das Kleine?"

„En Johr, twei Monat," sagte Else.

Die kleine Pastorsfrau hatte selbst noch kleine Geschwister und konnte das taxieren. Sie unterdrückte einen Laut des Erstaunens. Das Kind sah kaum aus wie ein halbjähriges.

„Es ist doch nicht krank?" fragte sie.

„Es is allewiel krank," gab die Frau gleichgültig zur Antwort. „Et wier noch nie nich gesund."

„O — aber dabei müssen Sie doch etwas tun!"

„Wat sall ick dorbi dauhn? Et hett de Krankheit von sien Vadder." Dabei deckte sie es wieder zu und fing die Wiegerei von neuem an.

„O, Else Wiensch," sagte der Pastor, „dabei kann man viel tun. Wir werden dir einiges aufschreiben und für das Kind Stärkungsmittel schicken. So läßt man nicht die Hände sinken, wenn Krankheit droht. Dir ist hier manches Schwere beschert, mein Kind, ich weiß davon. Du siehst, wir sind gekommen, um dir zu helfen und beizustehen. Du kannst dich an uns halten. Wir meinen es gut mit dir."

„Ick help mi schon allein," sagte das Weib und sah an den Leuten vorbei auf den Hof, auf die Dorfstraße im glitzernden Schnee. „Ick bruk nicks geschenkt —"

Entsetzt sah die Pastorsfrau in das schöne, harte, trotzwilde Gesicht. Ihr Mann hob noch einmal an zu sprechen, mahnend und ernst. Er hätte es sich schenken können. Auf dies Herz waren schon andere Worte gefallen wie Steinhagel. Da fühlte es so ein paar lauwarme Tropfen längst nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Lied des Türmers.

Ihr Leute hört und habet acht:
Ein neues Jahr ist aufgewacht!
Es schreitet trutziglich einher
Und klirrt in Waffen und in Wehr.

Hat sich am weiten Weltenplan
Ein fernes Ziel ihm aufgetan;
Ein Ziel gar wonniglich und hehr,
Das euer aller Herzbegehr.

Und ob ihr kommt mit Wunsch und Bitt:
Es achtet euer Flehen nit.
Durch Blut und Tränen geht sein Weg,
Durch wirren Leides Dorngeheg.

Drum kann es nimmer stille stehn,
Zur Rechten nicht noch Linken sehn;
Drum dünkt ihm euer Kummer klein,
Muß sich dem großen Ziele weihn.

Ihr Völker hört und merket auf:
Ein neues Jahr beginnt den Lauf!
Der Herr im Himmel droben woll',
Daß es zum Frieden schreiten soll!

C. Kopp.



Kriegszahlen.

Von Epimetheus.



Seit Beginn des Krieges haben die Flotten unserer Gegner ohne die zahlreich versenkten Hilfskreuzer und Transportschiffe einen Gesamtverlust von rund 430000 t zu verzeichnen, von denen auf England 300000, Frankreich 51500, Italien 33000, Rußland 30000 und Japan 15000 t entfallen. Nach einer Zusammenstellung der Vossischen Zeitung verloren England: 10 Linienschiffe mit 145200 t, 7 Panzerkreuzer mit 103100 t, 7 Geschützte Kreuzer mit 31000 t, 1 Kleinen Kreuzer ? t, 1 Kanonenboot mit 820 t, 8 Torpedobootzerstörer mit zirka 5500 t, 3 Torpedoboote und 15 Unterseeboote mit rund 10000 t. Frankreich: 2 Linienschiffe mit 23700 t, 2 Panzerkreuzer mit 22100 t, 1 Kanonenboot mit 647 t, 2 Torpedobootzerstörer mit 1700 t, 4 Torpedoboote mit 380 t, 5 Unterseeboote mit zirka 2000 t. Italien: 1 Linienschiff mit 13400 t, 2 Panzerkreuzer mit 17800 t, 1 Torpedobootzerstörer mit 330 t, 2 Torpedoboote mit 240 t, 4 Unterseeboote mit 1300 t. Rußland: 1 Linienschiff mit 12800 t, 1 Panzerkreuzer mit 8000 t, 1 Geschützten Kreuzer mit 3180 t, 3 Kanonenboote mit 3030 t, 2 Zerstörer mit 2500 t, 3 Unterseeboote mit zirka 1000 t. Japan: 1 Panzerkreuzer mit 10000 t, 1 Geschützten Kreuzer mit 3700 t und einige kleinere Einheiten. Die Tätigkeit unserer Marine war also nicht ohne Erfolg.

Von der „Neuen Freien Presse“ in Wien sind bis Mitte Dezember 1915 aus dem Kreise der Leser für verschiedene Kriegswohlfahrtszwecke 6 Millionen Kronen gesammelt worden. Der große Betrag deutet auf eine gewisse Zentralisierung bei diesem weitverbreiteten Blatt hin. Darunter befinden sich 787000 Mark fürs Rote Kreuz, 712600 Mark für Blindenfürsorge, 515100 Mark für die Anschaffung künstlicher Gliedmaßen, 414000 Mark als Sammlung für die U-Boot-Aktion des Österreichischen Lloyd. Auf Anfrage bei einigen Berliner Zeitungen und der „Frankfurter Zeitung“ wurden uns als Ergebnis der Sammlungen folgende Zahlen genannt: „Berliner Tageblatt“ (Rudolf Mosse) bis 14. Dezember 1915 1031143 Mark bar, Ullstein-Blätter („Vossische Zeitung“, „Morgenpost“, „B. Z. am Mittag“) 574162,06 Mark bar plus Sachspenden von etwa 2 Mill. Mark, „Tägliche Rundschau“ bis 29. Oktober 1915 300265,30 Mark (bar und Waren), „Frankfurter Zeitung“ bis 28. Oktober 1915 456855,61 Mark bar. In der Sammlung des „Berliner Tageblatt“ stehen unter anderen 385100 Mark für Soldaten-Weihnachtsgaben, außer den sehr zahlreichen in Natur eingelieferten Paketen, 120000 Mark für erblindete Krieger, in der Sammlung der „Frankfurter Zeitung“ für Kriegsfürsorge allgemein 140700 Mark, für Ostpreußen und Elsaß-Lothringen 121800 Mark.

Bei Krupp haben im abgelaufenen Geschäftsjahre die Ablieferungen für deutsche Rechnung fast den 2½fachen Betrag des Gesamtumsatzes (In- und Ausland) von 1913/14 erreicht. Der Gesamtgewinn beträgt 87 Millionen Mark gegenüber 33,9 Mill. Mark im Vorjahre. 40 Mill. Mark werden oder wurden bereits zu Stiftungen verwendet — das Doppelte dessen, was die Familie Krupp aus dem Jahresergebnisse erzielt. Die Familie Krupp verzichtet nun auf den Kriegsgewinn und hat den den normalen Dividendenbetrag von 12 Prozent übersteigenden Betrag von fast 24 Millionen Mark für die allgemeine Kriegsfürsorge bestimmt.

Die drei deutschen Kriegsanleihen — alle mit dem Zinsfuß von 5 Prozent — sind zum Kurse von 97½, 98½ und 99 Prozent ausgegeben worden; die englisch-französische Anleihe (5 Prozent) ist dem amerikanischen Publikum zu 96 Prozent angeboten worden, die neue französische 5prozentige Anleihe wird zu einem Kurs von nur 88 Prozent ausgegeben, die russische 5½prozentige zu 95 Prozent. Das ist der untrüglichste Gradmesser für die Einschätzung der Finanzkräfte.

Die täglichen Kriegskosten Englands betrugen (wie Asquith selbst angibt) zwischen dem 12. September und 6. November 1915 4350000 Pfd. Sterling gegen 2700000 Pfd. Sterling im vergangenen Abschnitte des Finanzjahres. So steigen die Kosten dauernd; seit Beginn des Krieges sind 1662 Mill. Pfd. Sterling = 33 Milliarden Mark gefordert worden.

Für den Abbau der Börsenverpflichtungen an der Berliner Börse ist es bemerkenswert, daß die Lombardverpflichtungen Dezember 1914 210 Mill. Mark, November 1915 nur noch 75 Mill. Mark betrugen, an festen Ultimogeldern Dezember 1914 90 Mill. Mark, November 1915 nur noch 47 Mill. Mark zu decken sind.

Die „Daily Mail“ berechnet, daß die 10 hauptsächlichen Londoner Hotelgesellschaften seit Kriegsbeginn 1 Million Pfd. Sterling verloren hätten. Das Savoyhotel ist nur noch imstande, die Zinsen auf seine erste Hypothek zu bezahlen, während alle übrigen Zinsen bis ein Jahr nach dem Friedensschluß gestundet werden müssen.

Professor Rubner hat berechnet, daß im Deutschen Reich mit dem Spülwasser pro Kopf und pro Tag nicht weniger als 20 g Fett weggenommen werden, die für unsere Ernährung verloren gehen. Nach Untersuchungen von Professor Bechold werden von den etwa 67 Millionen Deutschen täglich 670000 kg Fett dem Abwasser zugeführt, was einen Wert von 160800 Mark im Tag oder rund 59 Millionen Mark im Jahr bedeutet. Es ist dies mehr, als wir jährlich für die Einfuhr fremder Fette für technische Zwecke ausgeben.

Durch die Besetzung des russischen Gebietes durch die Deutschen und Österreicher sind die reichsten Industriegegenden mit einer Bevölkerung von 25 Millionen und 80000 Werst (1 Werst = etwa 1 km) Bahnen und zahlreichen Fabriken teils von den Russen zerstört, teils geräumt, jedenfalls für Rußlands Finanzen nicht vorhanden. Nach den „Times“ werden daher auch die Einnahmen im russischen Budget für 1915 einschließlich der schätzungsweise berechneten Einnahmen nur 278500000 Pfd. Sterling betragen, das sind 34700000 Pfd. Sterling weniger als ursprünglich angenommen wurde.

Am Krantor in Altdanzig.

Nach einer Radierung von Bruno Bielefeld.





Straßenpolitiker: Evviva Italia! Evviva la guerra!

Das Abenteuer des Signor Tarantini.

Eine italienische Humoreske. Von Heinz Welten.

Schwer atmend stieg der kleine, schmächtige, etwas verwachsene Signor Vincenzo Tarantini die Stufen hinunter und blieb einen Augenblick auf dem Treppenflur stehen, um sich die Stirn abzuwischen, ehe er hinaus ins Freie trat. Ja, das war eine sehr böse Geschichte! Was wohl Signora Giglia dazu sagen würde?

Seit fünf Jahren, seitdem er das Glück gehabt hatte, daß der große Francesco Danieli, der erste Zeitungsverleger Italiens, auf ihn aufmerksam geworden war und ihn gebeten hatte, auch ihm einmal eine jener kleinen Geschichten einzureichen, die er zufällig in der „Gazetta Leprignara" gelesen hatte, seitdem lebte Signor Tarantini ausschließlich von seiner Feder, von zierlichen kleinen Geschichten und Novelletten, die er ganz geschickt zu schreiben verstand und die das Publikum immer so gern las, weil sie stets gut ausliefen. Fast immer handelten sie von reichen, edlen Forestieri und wunderschönen, tugendhaften Mädchen aus Albano oder Frascati, und entweder heiratete der Forestiere das edle Mädchen und die prunkvolle Beschreibung der Hochzeit konnte das Schlußkapitel bilden, oder seine bösen Verwandten ließen die Verbindung nicht zu, so daß er die Ärmste schnöde im Stiche lassen mußte. Dann starb er zur Strafe für seinen Verrat eines elenden Todes in der Campagna, und die Verlassene durfte zur Entschädigung für das ausgestandene Unglück einen Nobile mit ihrer Hand beglücken und wurde eine richtige Contessa, die in einer Equipage fuhr und jeden Tag einen anderen Hut aufsetzen konnte.

Fünf Jahre lang hatte er von diesen wunderschönen Geschichten gelebt, die einander ähnlich waren wie ein Ei dem anderen, und seine Giglia war stolz, sehr stolz darüber geworden, daß sie nun nicht mehr als die Frau des kleinen Schulmeisters in Leprignara lebte, sondern die Gattin eines wirklichen Schriftstellers, eines „Poeta" war und in Rom domizilierte. Und nun sollte alles zu Ende sein?

All seine in den letzten Wochen geschriebenen Arbeiten, auf die er einen namhaften Vorschuß zu erhalten gehofft hatte, waren ihm heute zurückgegeben worden. Er fühlte mit der Hand an die Brusttasche. Ja, da steckten sie drin, fünf wunderschöne kleine Erzählungen, über die selbst Signora Giglia geweint hatte, als er sie ihr vorlas, weil sie gar so rührend geschrieben waren. Aber keine einzige hatte man ihm abgenommen. Signor Francesco Danieli hatte ihn in sein Privatbureau kommen lassen und ihm selbst den Grund der Ablehnung gesagt.

„So etwas will jetzt kein Mensch mehr lesen," hatte er gesagt, „sondern nur Kriegsgeschichten, aktuelle Geschichten. Die Heldensöhne der alten Roma sind wieder auferstanden, Signor Tarantini, und sie verteidigen die Kultur gegen die anstürmenden Barbaren. Schreiben Sie Skizzen vom Schlachtfelde, schreiben Sie von unseren Helden, die am Isonzo Wunder der Tapferkeit verrichten und im Siegeszuge nach Wien stürmen. Schreiben Sie davon, Signor Tarantini, oder schreiben Sie von den falschen, treulosen Tedeschi, diesen Verrätern, die als Spione zu Tausenden durch Italien ziehen, um unserem genialen Generalstab die geheimsten strategischen Pläne zu stehlen! Schreiben Sie darüber, schreiben Sie, was Sie wollen! Aber schreiben Sie Aktuelles, Signor Tarantini."

Ja, so hatte Signor Danieli, der große Danieli zu ihm gesprochen und dann hatte er ihn verabschiedet. Schreiben Sie Aktuelles! Ja, das sagte sich so leicht. Aber wie sollte er dazu kommen? wo den Stoff hernehmen? In tiefem Sinnen kam er in der Via Cairoli an, wo Signora Giglia schon ungeduldig mit dem Essen auf ihn wartete. Mit wenigen Worten sagte er ihr, was geschehen war. Was sollte nun werden? Verhungern würden sie mitsamt dem Bambino. Denn wie wollte er Kriegsgeschichten schreiben, er, der nie einen Säbel in der Hand gehalten, nie einen Exerzierplatz, geschweige denn ein Schlachtfeld gesehen hatte? Wie sollte er die Spionage der verruchten Tedeschi schildern, er, der von all diesen Dingen doch so ganz und gar nichts verstand? Ach, dieser Krieg war ein Unglück, ein großes Unglück, und sie alle würden durch ihn verhungern.

Signora Giglia, der es zunächst die Rede verschlagen hatte, so daß sie wortlos all die Klagen anhörte, obgleich

dieses stille Zuhören sonst durchaus nicht ihr Fall war, fand endlich die Sprache wieder. Wie! was sagte er da? Ein Elend wäre der Krieg, ein Unglück! Ihre ganze gewichtige Persönlichkeit zitterte vor verhaltener Erregung. Und das wagte er zu sagen, ihr ins Gesicht zu sagen? Ein Unglück wäre dieser glorreiche, große Krieg, der das alte Rom wieder in seinem Glanze erstehen lassen würde? Die ganze Welt würde wieder vor Rom zittern und vor Roma das Knie beugen, wie sie es schon einmal getan hatte. Und das wäre ein Unglück — ein Unglück?

O nein! Nur er selbst wäre ein Unglück, ein Unglück für Italien, ein Unglück für sie, ein Unglück für den Bambino. Warum könne er denn keine Kriegs- und Spionagegeschichten schreiben? „Bist du kein Poeta, kein Autore? Nimm dir den großen, göttlichen Gabriele zum Beispiel! Nichts als Schulden hat er gehabt, und jetzt sammelt er Millionen. Ja, der ist ein Poeta, ein Poeta laureatus. Aber was bist du? ein — ein —“ Vergeblich suchte sie nach einem Vergleich, der die ganze Hochachtung, die sie für ihren Gatten empfand, auszudrücken vermocht hätte.

Er benutzte die Pause, um hastig einen Löffel Polenta hinunterzuschlucken, und griff dann nach seinem Hut: „Ich werde ein wenig auf den Pinzio gehen. Vielleicht fällt mir etwas ein.“

Ehe sie antworten konnte, war er draußen.

Unterwegs ging er mit sich zu Rate. Von Kriegsgeschichten würde er wohl ganz absehen müssen, da ihm jede Möglichkeit fehlte, Vorstudien zu machen. Aber warum sollten ihm Spionagegeschichten nicht glücken? Die spielten doch zumeist in bürgerlichen, ihm vertrauten Sphären. Zum wenigsten konnte er sie dahin verlegen. Wenn er nur gewußt hätte, was und wie spioniert wurde! Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Hatten nicht schon so viele Autoren Spionagegeschichten geschrieben? Er brauchte ja nur einige solcher Arbeiten zu lesen, um sofort informiert zu sein.

Zehn Minuten später stand er in einer Buchhandlung und verlangte eine neue, möglichst aktuelle Spionagegeschichte. Die Verkäuferin, eine hübsche kleine Brünette von annähernd siebzehn Jahren, legte ihm eilfertig verschiedene Bücher vor. Oh, mit Spionagegeschichten konnte sie aufwarten. Die wurden jetzt sehr viel verlangt; sie hatte eine ganze Menge davon am Lager. „Die schöne Fremde“, „Die geheimnisvolle Blondine“, „Das Weib des Capitano“, „Das Geheimnis von Lugano“ und anderes mehr.

Aufmerksam blätterte Signor Tarantini in den vorgelegten Büchern und legte enttäuscht eines nach dem anderen beiseite. Nein, das waren alle keine Bücher, die er brauchen konnte. „Das sind ja fast nur Liebesgeschichten, die die Spionage ganz nebenbei behandeln. Ich will just das Gegenteil davon. Nichts von amore. Ich will mehr Sachliches, einiges über die Technik der Spione, etwas über die Systeme und Methoden, nach denen sie arbeiten. Es muß doch auch solche Bücher geben.“

Die kleine Verkäuferin machte ein betrübtes Gesicht. Nein, solche Bücher hatte sie nicht, leider gar nicht. Und sie hatte auch noch nie etwas von ihnen gehört. Sie dachte angestrengt nach. Da durchzuckte sie ein Gedanke. Sie fuhr wie elektrisiert zusammen.

„Uno momento, signoro! Uno momento.“

Sie huschte ins Nebenzimmer, kehrte jedoch schon nach zwei Minuten mit leeren Händen wieder zurück. Nein, sie hatte sich geirrt. Auch das Buch, an das sie gedacht hatte, war nur so eine Liebesgeschichte von der Art, wie sie ihm schon etliche gezeigt hatte.

Er nahm seinen Hut, grüßte verlegen und ging hinaus. Er war immer verlegen, wenn er mit einem jungen Mädchen sprach, und hatte durchaus nichts von seinen Helden an sich, die die Herzen ihrer Schönen stets im Sturm eroberten. Er hatte die Kleine kaum recht angeschaut, als er sich verabschiedete, und darum auch die haßerfüllten Blicke nicht gesehen, die ihm folgten. Nicht einmal das plötzliche Zittern ihrer Stimme war ihm aufgefallen. Er war von seinen Sorgen so ganz eingesponnen, daß er nichts sah und nichts hörte und auch nicht bemerkte, daß ihm von der Buchhandlung aus in einem gewissen Abstand ein würdiger älterer Herr folgte, der ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Jetzt kreuzte er, sinnend und darüber grübelnd, wie er trotz alledem zu seinem Stoff kommen könnte, die Piazza Colonna, auf der zwei Karabinieri standen und sich unterhielten. Der würdige ältere Herr winkte ihnen mit lebhaften Gesten und flüsterte ihnen hastig einige Worte zu, nun gingen sie zu dritt hinter ihm her. Am Korso Vittore Emanuele stießen noch zwei Nationalgarden zu ihnen, von denen jedoch der eine sich bald wieder entfernte, um in der nächstgelegenen Trattoria ein hochwichtiges Telephongespräch mit der Polizeistation zu führen.

Signor Tarantini merkte von alledem nichts. Wenn er in Gedanken ging, konnten seine besten Freunde bei ihm vorbeigehen, ohne daß er sie erkannte. Und heute wälzte er schwere, sehr schwere Gedanken in seinem Kopfe. Als er nach Hause kam, schloß er sich sofort in sein Arbeitszimmer ein. Er mußte in Ruhe überlegen, was nun zu geschehen hatte. Unzweifelhaft gab es Möglichkeiten, sich mit dem fremden Stoffe vertraut zu machen, aber welche? Wenn er mit einem Advokaten oder irgendeinem Beamten des Justizpalastes bekannt werden könnte! Vielleicht gar mit dem Prokurator selbst? Der würde ihm aus den Akten Stoff in Hülle und Fülle geben können, Stoff, den man nur ein wenig ausputzen mußte, um die allerschönste Erzählung fix und fertig zu haben. Man könnte vielleicht —

Da klopfte es an seine Tür, zwei-, dreimal. Entrüstet erhob er sich von seinem Sessel. Wenn er in seinem „Studio“ war, durfte er nicht gestört werden. Das war der einzige Platz, an dem sogar Signora Giglia ihn respektierte. Und er wußte diese Autorität, die er sonst nirgendwo besaß, stets nach Kräften zu nützen. Auch jetzt begann er mit energischer Stimme: „Wer wagt es, mich hier zu stören? Habe ich nicht ein- für allemal erklärt, daß —“

Doch eine barsche männliche Stimme unterbrach ihn: „Aufmachen! Im Namen des Gesetzes! Aufmachen, sonst brechen wir die Tür ein!“

Zitternd schob er den Riegel zurück. Vier Karabinieri traten, den Dreimaster auf dem Kopf, über die Schwelle und packten ihn sofort, je zwei auf einer Seite. Ein Sergeant der Nationalgarde, der ihnen unmittelbar folgte, erklärte ihn für verhaftet.

Der entsetzte Schriftsteller hielt sich mit Mühe an seinem Schreibtisch aufrecht; ihm wankten die Knie.

„Aber — warum denn? Um — Jesu und Maria willen, warum denn? Ich — ich — habe doch gar nichts getan.“

„Das wird man auf der Präfektur schon wissen. Vorwärts jetzt!“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf den Sergeanten. Irgendwo in der Ferne glaubte er einen Schrei, die Stimme seiner Giglia zu hören. Was bedeutete das alles? Ein würdiger älterer Herr, den er noch nie in seinem Leben gesehen hatte, stand plötzlich vor ihm und fuchtelte ihm mit geballter Faust vor dem Gesicht herum. Da war auf einmal auch das kleine Fräulein, mit dem er vor einer halben Stunde in dem Buchladen gesprochen hatte. Was sollte das alles heißen? Hatte sie ihn im Verdacht, ein Buch gestohlen zu haben? Jetzt stand sie dicht neben ihm und schaute ihn wütend an.



Tragtiere im Karst.

Nach einer Zeichnung von Franz Kienmayer, Kriegsmaler.

„Maledetto spy, diacine!“ zischte sie, als er an ihr vorüber die Treppe hinuntergeführt wurde. Da begriff er. Zwei Wagen hielten vor dem Hause. Er mußte mit den vier Karabinieri den ersten besteigen; im zweiten folgte der Sergeant, der alte Herr und das kleine Fräulein.

Im ersten Wagen wurde kein Wort gesprochen, um so lebhafter aber ging es im zweiten zu. Ein Spion gefangen! Der Sergeant rieb sich vergnügt die Hände. Er sah sich bereits als Sergeantmajor, und eine Geldprämie war ihm obendrein sicher. Das alles aber verdankte er dem freundlichen alten Herrn, der ihn auf den Spion aufmerksam gemacht hatte. Er wurde sehr liebenswürdig gegen ihn und versicherte ihn immer wieder, daß er sich um das Vaterland außerordentlich verdient gemacht habe und daß er sicher eine öffentliche Belobigung, vielleicht gar einen Orden dafür erhalten würde.

Der alte Herr strahlte vor Vergnügen und liebäugelte mit dem leeren Knopfloch in seinem Rockaufschlag. Ob es der Orden der Krone von Italien sein würde? Das rot-weiß-rote Bändchen würde sich von dem schwarzen Rock gut abheben. Dankbar schaute er auf seine kleine Verkäuferin. Ja, wenn sie nicht so gut aufgepaßt hätte, wenn sie nicht so schlau gewesen wäre! Er hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück. Fünf Lire Zulage sollte sie vom nächsten Monat an erhalten und, wenn er den Orden bekäme, noch 20 Lire extra als Prämie. Da wurde sie feuerrot im Gesicht und hätte ihm am liebsten die Hand geküßt. Aber sie genierte sich ein wenig vor dem Sergeanten, der sie immerzu ansah.

In der Präfektur klärte sich alles sehr schnell auf. Der Prokurator, der bei der Wichtigkeit des Falles selbst erschienen war, um die Verhandlung von Anfang an persönlich durchzuführen, verhörte den Arrestanten und ließ dann sofort telephonisch den Verleger Francesco Danieli herbeirufen, der die Angaben des vermeintlichen Spions voll bestätigte. Da bemächtigte sich des Prokurators eine gelinde Verzweiflung, und er wußte nicht, wie er Worte genug finden sollte, um den entsetzlichen Mißgriff wieder gutzumachen. Hatte man so etwas schon einmal erlebt? Einen Schriftsteller hatte man verhaftet, einen römischen Schriftsteller, einen Mann der Presse! Und das gerade jetzt, da man das Wohlwollen der Presse so notwendig brauchte! Oh, das war kein Versehen mehr, kein Mißgriff, kein Irrtum. Das war ein Verbrechen, eine Schandtat, ein, ein — — Der Prokurator wäre dem „Verbrecher“, auf dessen Verhaftung man sich so viel eingebildet hatte, am liebsten um den Hals gefallen und hätte ihn weinend um Verzeihung gebeten, wenn er das Entsetzliche dadurch hätte ungeschehen machen können. Er beruhigte sich erst ein wenig, als ihn Signor Tarantini auf Ehrenwort versicherte, daß er ihm das leidige Mißverständnis nicht nachtragen würde.

Als der Schriftsteller nebst seinem Verleger das Amtszimmer verlassen hatten, nahm sich der Prokurator den Sergeanten zur Belehrung vor, gründlich, sehr gründlich. Denn eine solche Dummheit, eine solche phänomenale Dummheit war noch nicht dagewesen, und wenn nicht zum Glück er selbst zuletzt noch alles ins rechte Geleise gebracht hätte, dann wären Katastrophen entstanden, die keine Feder sich auch nur auszumalen vermöchte. Dann nahm er seine Kappe und seine Handschuhe und ging hinaus.

Der Sergeant blieb mit den beiden Kronzeugen allein zurück. Mit unverhohlener Verachtung schaute er auf den würdigen alten Herrn, der ängstlich neben dem jungen Mädchen auf der Bank saß und nicht wußte, ob er gehen dürfe oder noch eine besondere Aufforderung abwarten müsse. Der Sergeant stellte sich vor ihn hin und schüttelte den Kopf. Hatte man so etwas schon einmal erlebt, einen Beamten, einen königlich italienischen Beamten wagte dieser alte Bajazzo zum Narren zu halten! Hatte die Welt so etwas schon einmal erlebt? Ins Bagno müßte man den Signor bringen, ins Bagno. Denn vielleicht ist man selbst, was man anderen ehrsamen Bürgern nachsagt. Oh, man würde auf den Signor in Zukunft ein Auge haben. Man würde ihm schon zeigen, was es heiße, einen königlichen Beamten in solch niederträchtig gemeiner, heimtückischer Weise narren zu wollen. „Geht jetzt! Andatevene! ma subito! Oder soll ich Euch den Weg weisen?“ Der ehrwürdige alte Herr befand sich plötzlich draußen vor der Tür und neben ihm stand das kleine Fräulein, das ängstlich zu ihm aufschaute. Mit den zwanzig Lire würde es nun wohl nichts werden. Aber ob er ihr wenigstens die Zulage lassen würde, die er ihr versprochen hatte? Sie hatte es doch gut gemeint und ihre Schuld war es ja nicht, wenn dieser Signor kein Spion war, obgleich er ganz genau so ausgeschaut hatte. Der ehrwürdige alte Herr begegnete ihrem Blick:

„Ah, per baccho! was glotzen Sie mich so an, he? Scheren Sie sich ins Geschäft und dann suchen Sie sich bald eine neue Stelle. Ich habe nicht Lust, mir durch Ihre verdammten Narreteien mein ganzes Geschäft ruinieren zu lassen. Per baccho!“

Neujahrsgebet.

Wir sind nicht solche, die sich vor dir brüsten,
Daß ihre Schilder blank von Flecken sei'n;
Wir wissen, nennten wir uns selber rein,
Daß wir in heißer Scham erröten müßten.

Oft, wenn du riefst, war unsre Seele taub,
Du weißt, wie viele Male die Gedanken,
Die zu dir wollten, kraftlos niedersanken
In trübes Dunkel und in Erdenstaub.

Doch dies Leid haben wir nicht hergebannt,
Wir wollten's nicht, daß sich die Schwerter zücken!
Schaust du aufs blut'ge Feld mit Rächerblicken:
Wir halten furchtlos deinen Augen stand.

Wir wissen's, unser Ruhm vor dir ist klein;
Doch schwören wir dir heut zur Jahreswende:
An all dem Tod nicht schuld sind unsre Hände,
Rein sind sie, Herr, du weißt es, sie sind rein!

Und unser Beten, das dir nimmer schwieg,
Darf heute drum vor deinem Throne knien:
Du Gott, der stets den Sieg dem Recht verliehen,
Gib uns den Sieg! Herr, gib uns deinen Sieg!

Helene Brauer.



Kriegsbeschädigte mit künstlichen Armen bei der Landarbeit.

Im Industrie-Lazarett.

Von Dr. Alfred Gradenwitz. (Mit acht Abbildungen.)

Wie es möglich ist, den Kriegsbeschädigten, den Mann, der im Dienste des Vaterlandes eine Hand, einen Arm oder ein Bein verloren hat oder sonst in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt ist, für seinen Beruf zu erhalten oder — im Notfall — für einen neuen Beruf zu gewinnen, darüber ist in letzter Zeit einmal über das andere geschrieben worden. Ist es doch eines der wichtigsten nationalen Probleme, die der Krieg mit sich bringt, dem Volk die Arbeitskraft so vieler Tausende zu erhalten und es im Interesse des Einzelnen wie in dem der Gesamtheit zu keinem unproduktiven Krüppeltum mehr kommen zu lassen.

Wenn der Kriegsbeschädigte das eigentliche Lazarett verläßt, beginnt daher für ihn eine ernste Zeit des Lernens und Anpassens, während der ihm Vertreter der Industrie sowohl wie ärztlicher Rat zur Seite stehen müssen. Die Industrie muß ja bestrebt sein, ihren Arbeitern, die in langen Jahren Erfahrung und Praxis gesammelt haben, den Übergang in einen fremden Beruf nach Möglichkeit zu ersparen. Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß der Verstümmelte so zeitig wie möglich in seine alte Berufstätigkeit wieder eingeführt wird, bevor noch die Glieder versteifen und die notwendige Anpassung erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen.



Kriegsbeschädigter Architekt zeichnet mit der linken Hand, während er mit dem Kugelgelenk-Arm Reißschiene, Winkel usw. festhält. Es fehlt der ganze rechte Arm. Der künstliche Arm ist an die Schulter geschnallt.

Der Arzt muß, wie Hüttendirektor Probst in Düsseldorf bei Gelegenheit eines kürzlich gehaltenen Vortrages treffend hervorgehoben hat, „in gewisser Hinsicht Techniker werden, wie umgekehrt der Betriebsleiter, der mit der Leitung des Lazaretts betraut ist, sich mit der Orthopädie befassen muß."

Wir wollen im folgenden an zwei Beispielen erläutern, wie das schwere Problem gelöst werden kann. Zunächst einige Worte über das an den Werken der Aktiengesellschaft „Phönix" in Düsseldorf unter der Leitung des Herrn Probst gegründete „Industrie-Lazarett", eine Zwischenstufe von Lazarett und Fabrikwerkstatt, wo die Fabrikarbeit selbst als Hilfsmittel zur Wiederherstellung der Patienten dient und wo die Kriegsbeschädigten sich ganz ungezwungen wieder in den normalen Betrieb der Fabrik hineinfügen.

Aus praktischen Gründen und weil den Leuten die militärische Ordnung lieb und vertraut geworden ist, unterstehen die Patienten der Aufsicht eines Feldwebels, selbstverständlich müssen sie sich auch der Fabrikordnung fügen. Bevor einem jeden das geeignete Arbeitspensum angewiesen wird, muß seine frühere Tätigkeit aufs genaueste festgestellt werden. Nur der Arzt ist selbstverständlich in der Lage, den geeigneten Zeitpunkt für den Beginn der Arbeit und die Arbeitsdauer festzusetzen; zunächst arbeiten die Leute nur



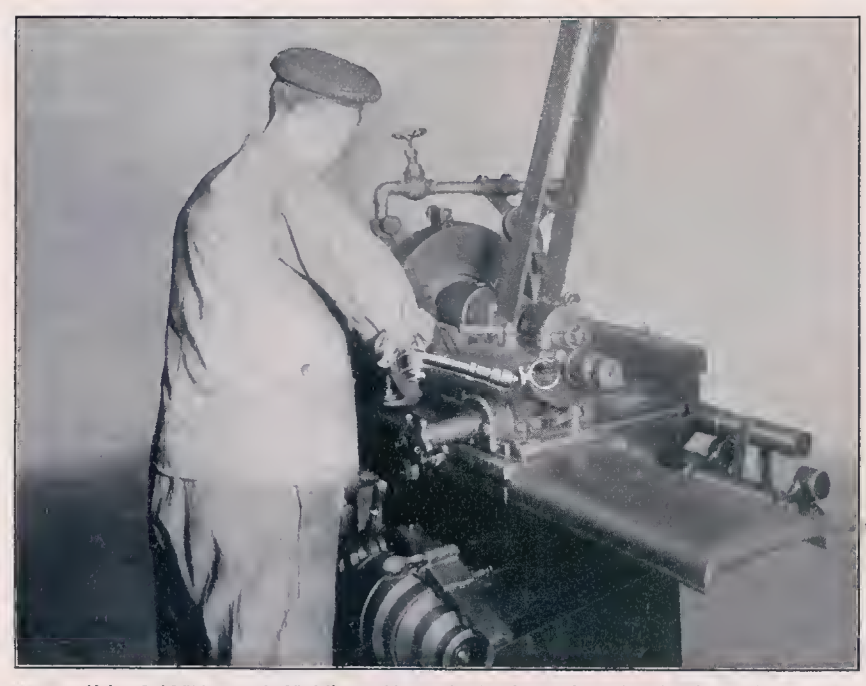
Kriegsbeschädigter mit künstlichem Arm an einer Granatendrehbank.

In Düsseldorf besteht auch eine Anstalt derselben Art, die nicht nur ihrer größeren Abmessungen wegen, sondern auch aus einem anderen Grunde besonderes Interesse verdient. Herr Emil Jagenberg, der diese Anstalt mit umfangreichen, wohlausgestatteten Werkstätten versehen hat, ist nämlich der Erfinder eines außerordentlich leistungsfähigen künstlichen Arms, der den besonderen Vorteil besitzt, in den Jagenbergschen Fabrikwerkstätten in großem Maßstabe fabriziert zu werden. Da alle Teile des nur 720 g wiegenden Armes nach bestimmten Normalien hergestellt werden, fällt jede umständliche, zeitraubende Reparatur fort. Der aus festem Stahl gearbeitete Arm besitzt unmittelbar unter dem Armstumpf ein stählernes Kugelgelenk, das mit einer besonders leicht wirkenden Feststellvorrichtung in jeder Lage festgeklemmt werden kann. Ein zweites, gleichfalls mit einer Feststellvorrichlung versehenes Kugelgelenk vertritt das Handgelenk. Der untere Handansatz ist so kurz gehalten, daß man mit dem Arm große Kraft ausüben kann; infolge der Beweglichkeit und Feststellbarkeit der Gelenke läßt sich der Jagenberg-Arm für außerordentlich viele Arbeitsleistungen verwenden; selbst wenn der Arm vollständig verloren, das heißt im Schultergelenk amputiert ist, kann der Kriegsbeschädigte noch mancherlei Arbeiten verrichten. An Stelle der vorderen Stange wird außerhalb der Arbeitszeit die im wesentlichen nur dekorativen Zwecken dienende „Sonntagshand" angeschraubt.

einige Stunden täglich, hierauf den halben und schließlich den ganzen Tag. Im eigentlichen Lazarett tragen sie blauweiße Kleidung, während sie aus hygienischen Gründen vor Betreten der Werkstatt blaue Arbeitsblusen anlegen. Ihre Arbeit wird nach den normalen Lohnsätzen bezahlt; da jedoch die Lohnauszahlung erst bei Verlassen der Anstalt erfolgt, handelt es sich darum, unterdes den Eifer der Patienten wach zu erhalten, und zu diesem Zwecke wird ihnen als Vorschuß ein vierzehntägiges Taschengeld gegeben, dessen Höhe gleichfalls ihrer jeweiligen Arbeitsleistung entspricht. Nach der Arbeit, die mittags um 11¾ Uhr endet, kleiden sich die Verwundeten um und begeben sich zum Arzt; ein Teil führt dann unter Leitung der Schwestern und des Feldwebels im medikomechanischen Saal gymnastische Übungen aus.

Schon nach kurzer Zeit gewinnen die im Industrie-Lazarett arbeitenden Kriegsbeschädigten ihr Selbstvertrauen wieder; von Tag zu Tag wächst ihre Arbeitsfähigkeit, und das Bewußtsein, daß die Anstaltsleitung sie erst nach Beschaffung einer geeigneten Stellung entläßt, wirkt ebenfalls beruhigend.

Recht instruktiv ist ein Rundgang durch das Jagenbergsche Industrie-Lazarett, wie er in unseren Bildern veranschaulicht ist. In Abbildung S. 262 oben sehen wir einen Kriegsbeschädigten, der von seinem rechten Arm nur einen 10 cm langen Stumpf behalten hat, eine Granate in eine Drehbank einspannen. Hierbei legt er das Arbeitsstück mit der linken Hand ein und dreht mit dem (rechten) Kunstarm die Spindel fest. Im übrigen kann derselbe Mann mit Hilfe des Kugelgelenkarms auch alle anderen nötigen Griffe an der Drehbank ausführen, womit erwiesen ist, daß Kriegsinvaliden, die nur noch einen kurzen Stumpf von ihrem rechten Oberarm besitzen, eine Eisen-



Kriegsbeschädigter mit künstlichem Arm beim Bedienen einer Rundschleifmaschine.

drehbank fachgemäß bedienen können.

Wenn es sich darum handelt, einen Drehmeißel zu schleifen, so bedient sich der Kriegsbeschädigte des Ringes an seinem Kunstarm, indem er den Meißel durch diesen hindurchsteckt und niederhält, während die linke Hand den Meißel gegen den Stein drückt. Mit dem Ring des Kugelgelenkarms läßt sich jede gewünschte Schräglage zum Festhalten des Meißels bequem einstellen. Da beim Bedienen vieler Werkzeugmaschinen Schneidewerkzeuge geschliffen werden müssen, war es von Wichtigkeit, zu zeigen, wie der Invalide auch diese wichtige Nebenarbeit selbst verrichten kann.

In Abbildung S. 262 unten sehen wir die Bedienung einer Rundschleifmaschine; der Arbeiter ist gerade im Begriff, den Hebel einer Einstellvorrichtung zurückzuziehen, um das Arbeitsstück mit der linken Hand einlegen zu können. Da bei derartigem Einstellen das feine Gefühl der Hand von Wichtigkeit ist, muß hierzu die linke Hand benutzt werden.



Kriegsbeschädigter mit künstlichem Arm beim Schweißen eines Räderschutzes.

Alle Hebelschaltungen hingegen werden mit dem Kugelgelenkarm ausgeführt. Wie man sieht, kann der Kriegsbeschädigte sehr wohl eine komplizierte, moderne Maschine bedienen, d. h. eine Arbeit ausführen, für die heutzutage die höchsten Löhne gezahlt werden.

Eine ähnlich hochbezahlte Arbeit ist das in nebenstehender Abbildung dargestellte Schweißen einer Schutzvorrichtung für Räder. Auch hiermit weiß der Kriegsbeschädigte so gut fertig zu werden, daß er mit jedem Kameraden mit gesunden Gliedern konkurrieren kann. Er hält nämlich das Schweißmaterial in einer Klemme im Kunstarm fest und führt mit der linken Hand den Schweißbrenner. Diese Arbeit kommt für Invaliden um so mehr in Betracht, als sie sich leicht erlernen läßt.

Wie sich der Kriegsbeschädigte im Kesselraum zu bewegen weiß, ist aus der untenstehenden Abbildung ersichtlich. Bei der Benutzung einer Kohlenschaufel wird der Stiel durch den Ring des Kunstarms gesteckt; dann kann der Mann



Kriegsbeschädigter mit künstlichem Arm beim Kohlenschaufeln.

die Arbeit mit Hilfe des linken Armes mit großer Kraft ausführen. Durch Feststellen des Kugelgelenks am Ellbogen kann man dem Kunstarm eine solche Stellung geben, daß er als fester Stützpunkt dient. Der Kriegsbeschädigte kann demnach seine Arbeit als Kesselheizer vorzüglich verrichten und seinen bisherigen Lohn auch fernerhin verdienen.

In Abb. S. 261 unten sehen wir einen Architekten, der mit der linken Hand zeichnet und mit dem Kunstarm Jagenbergscher Konstruktion Reißschiene, Winkel usw. festhält. Diese Leistung ist um so bemerkenswerter, als ihm der ganze rechte Arm bis zum Schultergelenk fehlt und der Kugelgelenkarm an die Schulter geschnallt ist.

Recht interessant ist auch das Gruppenbild Seite 261. Rechts sehen wir zunächst einen Zuschläger am Amboß, der mit dem rechten (künstlichen) Arm den schweren Zuschlaghammer wieder sachgemäß und mit voller Kraft anwenden kann. Weiter links ist ein Landarbeiter abgebildet, der mit dem rechten Kunstarm Fruchtgarben auflädet, eine in der Landwirtschaft täglich vorkommende Arbeit, die ohne Jagenberg-Arm von einem Einarmigen nicht ausgeführt werden könnte. Der nächste Invalide schaufelt Erde; ihm fehlt der linke Arm. Sein Nebenmann harkt Dünger zusammen, der letzte führt seinen Pflug.

In unserer letzten Abbildung Seite 263 sehen wir links einen Kriegsbeschädigten, der von seinem rechten Oberarm nur noch einen 5 cm langen Stumpf übrig hat; rechts ist dargestellt, wie an diesen Stumpf mittels Ledermanschette und Gurten der Jagenberg-Arm angeschnallt ist.

Die Herstellung englischer Lügenfilme.

Von Marg. Weinberg. (Hierzu vier Abbildungen.)

Die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen im Film festhalten zu dürfen, diese Aufgabe reizt naturgemäß aus mehr als einem Grunde den Ehrgeiz der Kinematographen-Operateure. Zwar im Balkankrieg haben sie, die sich mit kugelsicheren Schutzschilden, mit Gehilfen und Dienern eingefunden hatten, die Enttäuschung erleben müssen, daß man ihnen die Zulassung zu den eigentlichen Kampfplätzen verweigerte. Die deutsche Heeresleitung aber hat unter den zahlreichen bei Kriegsausbruch an sie gerichteten Gesuchen der Filmfabriken, ihren Vertretern kinematographische Aufnahmen an der Front zu gestatten, wenigstens einige berücksichtigt. Manche interessanten Darbietungen, die vorläufig aus militärischen Gründen von der Zensur beanstandet werden, können später vor dem Publikum von diesem Entgegenkommen Zeugnis ablegen. Im Gegensatz hierzu hat der französische Generalstab alle derartigen Gesuche kurzerhand abschlägig beschieden. Die Kinos in Feindesland sind also darauf angewiesen, ihren Besuchern unechte Filme als „Bilder vom Kriegsschauplatz" vorzuführen. Wollen sie nicht den naheliegenden, aber etwas kümmerlichen Ausweg mancher französischer Firmen wählen, alte Manöveraufnahmen als Kriegsfilme auszugeben, so müssen sie schon Schlachtenbilder „stellen" und durch geschickte Aufmachung die Wirklichkeit vorzutäuschen suchen. Daß die Engländer es in dieser Kunst schon recht weit gebracht haben, läßt sich aus unseren, der amerikanischen Zeitschrift „Popular Science Monthly and World's Advance" entnommenen Abbildungen ersehen. Wie dort berichtet wird, bietet das hügelige Gelände der britischen Südküste den Schauplatz, auf dem diese dramatischen Kriegs-



Fälschung englischer Kriegsfilme. Auf der Projektionsfläche sieht man Filmschauspieler in deutschen Uniformen einen Fluß durchwaten, während feindliche Geschosse in bedenklicher Nähe niederfallen. In Wirklichkeit rühren die aufspritzenden Wassersäulen von Schwimmblasen her, die mit Schießpulver gefüllt sind und im gegebenen Augenblick zur Explosion gebracht werden.



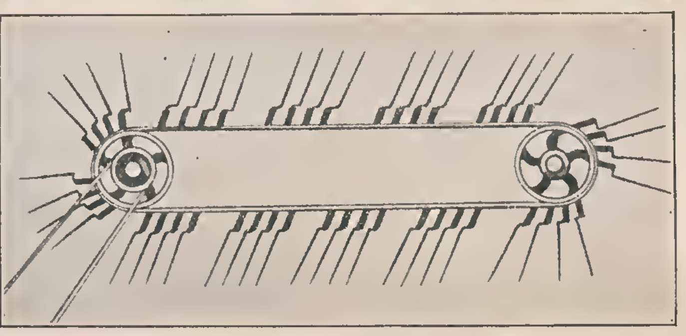
Ein gefälschter englischer Kriegsfilm. Der Zuschauer erblickt einen verzweifelten Nahkampf zwischen Deutschen und Engländern, die im Handgemenge einander mit den Bajonetten zu Leibe gehen. Die Kämpfenden sind aber Filmschauspieler und die Bajonette sind durch kleine Filzkappen unschädlich gemacht, sie schnellen mittels einer Sprungfeder zurück, wenn sie den Gegner berühren.

bilder unter geschickter Verwertung mechanischer Kunstgriffe, unter reichlicher Anwendung von Elektrizität, von Schwimmblasen mit Schießpulverfüllung, Bajonetten mit Sprungfedervorrichtung und unterirdisch verteilten Explosivstoffen erzeugt werden. Landarbeiter, Pächterssöhne, die ganze Dorfjugend steckt man in deutsche und britische Uniformen und drillt sie für ihre Rollen, bis sie die Geheimnisse der Pseudobajonette und Explosionsgeschütze, der gemimten Schützengrabenkämpfe und Gasüberfälle erfaßt haben. Gemächlich schreitet der ahnungslose Wanderer auf einsamem Fußweg am Rande eines zur See abfallenden Wiesengeländes hin. Plötzlich stürmt ihm eine Schar laut schreiender Männer entgegen, deren Helmspitzen und bedrohliche Bajonette in der Sonne glitzern. Schleunigst sucht er Deckung und kann nun schaudernd beobachten, wie sie einen mit khakibekleideten Engländern gefüllten Graben stürmen und ihre blanken Bajonette 3 bis 4 Zoll tief in die Körper der Feinde versenken. Bald stellt sich allerdings heraus, daß deren Spitzen durch kleine Filzknöpfchen gesichert und daß sie überdies am Ende des Büchsenlaufes mittels einer Sprungfeder befestigt sind, daher um mehrere Zoll zurückschnellen, sobald sie auf eine feste Masse stoßen. Müssen die Soldaten bei einem solchen Sturmangriff einen Strom durchwaten, so spritzen hohe Wassersäulen empor. Irgendwo muß Artillerie versteckt sein, die sie mit einem Geschoßhagel überschüttet. Merkwürdig genug, daß keiner von ihnen verwundet oder getötet wird! Hier des Rätsels Lösung: unter der Wasserfläche sind Schwimmblasen verborgen, die mit Schießpulver gefüllt waren und nun auf elektrischem Wege zur Explosion gebracht worden sind. Wenn die „deutschen Angreifer" das andere Ufer erreichen und es auf die „britischen Maschinengewehre" abgesehen haben, gibt es von neuem fürchterliche Explosionen. Offenbar ist die britische Artillerie noch immer in Tätigkeit? Aber nein! der Regisseur stellt einfach eine Schaltung ein. Unter dem Erdboden, auf dem der feindliche Angriff stattfinden sollte, hatte man zuvor kleine Behälter mit Schießpulver vergraben. Durch elektrische Fernzündung gelangen sie nunmehr zur Explosion, um Erdklumpen, eine Rauchwolke und ein paar Soldatenpuppen in die Luft zu schleudern und so die grausigen Wirkungen eines einschlagenden schweren Geschosses vorzutäuschen. Eine nicht weniger geschickt erdachte Maschinerie gibt den Kinobesuchern einen Begriff von den ungeheuren Truppenansammlungen in Frankreich. Sie besteht in einem über zwei Schwungräder geführten Lederriemen, an dessen Oberseite Bajonettspitzen angebracht sind, und einem großen, in den Hintergrund eingeschnittenen Fenster. Dort sieht man Frauen stehen und den abmarschierenden Truppen Abschiedsgrüße zuwinken, während die Spitzen ihrer aufgepflanzten Bajonette in endloser Reihe auf- und niederwogend vorüberziehen. Wahrlich ein stattliches Aufgebot, das die treuen Verbündeten an die Front schicken! In der Tat? Unter dem Fenster dreht ein dem Zuschauer verborgener Mechaniker die Kurbel, der Lederriemen setzt sich in Bewegung und bringt so die Täuschung der mit geschultertem Gewehr vorbeimarschierenden Bataillone hervor. Bei Nahaufnahmen zur Veranschaulichung großer Explosionen, beispielsweise von Brücken, Forts usw. zieht es der Kurbelmann vor, seine Kamera aus gesicherter Entfernung zu bedienen, nachdem er den Apparat an geeigneter Stelle untergebracht und auf die Explosionsszene eingestellt hat. Mit Hilfe einer elektrischen Leitung gelingt ihm das tadellos. „Niemand merkt dem vorgeführten Film an, daß der Operateur nicht in unmittelbarer Nähe des Vorgangs die Aufnahme besorgt hat, niemand ahnt, daß seine Bilder nicht direkt aus der Feuerlinie geholt wurden, deren wahre Begebenheiten ihm durch das Verbot der französischen Heeresleitung unzugänglich

gemacht sind", so versichert der Gewährsmann der genannten Zeitschrift. Offenbar kommt aber dem Kurbelmann auch die Urteilslosigkeit der Zuschauer zu Hilfe, die sich nicht klarmachen, daß gewisse Aufnahmen selbst bei weitestem Entgegenkommen der militärischen Behörden im Ernstfall nicht gemacht werden können. Wenn der Kinematograph auf einem gedeckten Punkte, also hinter der Front, aufgestellt war, so entfernen sich die Objekte im Lichtbilde vom Zuschauer und wenden ihm den Rücken zu. Stellt aber der Kinomann seinen Apparat einmal wirklich in der Feuerlinie auf, so dient der schwarze Kasten, wie es bei Verdun geschehen ist, den feindlichen Schrapnellen so lange zur Zielscheibe, bis er im Zustande völliger Dienstuntauglichkeit samt seinem kostbaren Zelluloidinhalt in irgendeinen Graben purzelt.



Truppen an einem Fenster vorübergehend.



Fälschung englischer Kriegsfilme. Um den Kinobesuchern die Überzeugung zu verschaffen, daß in Nordfrankreich eine Unzahl Truppen stehen, werden die verschiedensten Tricks angewendet. So sieht man in einem englischen Film ein „Vorüberziehen der französischen Truppen" betiteltes Bild. Die Szene zeigt eine Frau, die am Fenster ihres Hauses steht und den Truppen zuwinkt. Diese Truppen werden auf höchst einfache Weise vorgespiegelt, indem man ein mit Bajonettspitzen versehenes endloses Lederband hinter dem Fensterausschnitt abrollen läßt. Man kann das Band beliebig lange laufen lassen, so daß unzählige Truppenmassen an dem Fenster vorbeizumarschieren scheinen.

Diese Lücken in der kinematographischen Technik geschickt verdecken zu können, ist ein Triumph jener Regiekunst, die den Filmherstellern von der Bearbeitung der Trickfilme her wohlvertraut ist. Eine bedenkliche Kehrseite ihrer Weiterentwicklung liegt leider in der Skrupellosigkeit unserer Feinde, die mit der gleichen Geschicklichkeit auch Filme über die angeblichen deutschen Kriegsgreuel fabrizieren. Empörende Darbietungen mit den beleidigendsten Erläuterungen sind auf diese Weise nicht nur in Feindesland, sondern auch in neutralen Staaten verbreitet worden, um Haß und Entrüstung gegen das deutsche Volk zu säen. Der Einspruch der schwedischen Regierung gegen sensationell gefärbte Kriegsschilderungen, die Proteste der Deutsch-Amerikaner gegen deutschfeindliche Filme lassen erkennen, wie weit dieser Unfug gediehen war. In Amerika führte er sogar zur gerichtlichen Verurteilung eines Kinofälschers, dem nachgewiesen wurde, daß er mit seiner Truppe die angeblichen deutschen Greueltaten selbst gemimt hatte. Ein derartiger Mißbrauch des Films muß um so strenger geahndet werden, als dieser unleugbar ein äußerst wirksames Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung darstellt. Dessen war man sich bisher bei uns weniger bewußt, als beispielsweise in Frankreich, wo das Kinotheater als Propagandamittel für die Tunisierung von Marokko weidlich ausgenutzt worden ist und neuerdings als Werbemittel für die „Anleihe des Sieges" herhalten mußte. Auch haben unsere Feinde sich lange vor dem Kriege bereits seiner bedient, um im Ausland eine gehässige Stimmung gegen die Deutschen hervorzurufen. So sicher die echten Aufnahmen vom Kriegsschauplatz als untrügliche Zeugen für eine spätere historische Darstellung unschätzbaren Wert haben, so sicher kann durch raffiniert gefälschte Filme die bedenklichste Geschichtsklitterung unterstützt werden. Die Anzeichen für solchen Mißbrauch sind bereits vorhanden.

Wie die Zeitschrift „Die Projektion" im vorigen Jahre berichtete, wurde auf einer von Tausenden von Sioux-Indianern besuchten Versammlung zu Minneapolis Einspruch erhoben gegen die für ein historisches Museum bestimmte Verfilmung der letzten Schlacht zwischen Weißen und Roten, der sogenannten Schlacht „am Hügel des verwundeten Knies", weil sie eine den Tatsachen keineswegs entsprechende Darstellung gibt. Hoffentlich hat Präsident Wilson die von einer Abordnung erbetene Vernichtung des Films im Interesse der geschichtlichen Wahrheit anbefohlen. In scharfem Gegensatz zu dieser mißbräuchlichen Benutzung der Kinematographie stehen ihre Dienste für die gewissenhafte Rekonstruktion von strategischen Operationen, die zur Belehrung des militärischen Nachwuchses Verwendung finden. Die Herstellung dieser kartographischen Filme erfordert die sorgfältigsten Vorstudien der Fachleute und unendliche Mühe und Gewissenhaftigkeit bei der Aufnahme. Sie findet in einem eigens dazu hergerichteten zweistöckigen Raum statt, in dessen unterem Stockwerk die riesige Fläche einer Tischplatte mit einer kontrastreich gezeichneten Karte des betreffenden Geländes bedeckt ist. Auf ihr werden die durch Kartonrechtecke und -dreiecke markierten Truppen ihren historisch nachgewiesenen Stellungen entsprechend eingesetzt und an der Hand genau vorgezeichneter Skizzen in der Gefechtsrichtung vor- und rückwärts geschoben, nachdem der im oberen Stockwerk aufgestellte, senkrecht nach unten gerichtete Apparat die Lage jedesmal durch 5—10 Teilbildchen festgehalten hat. Der Wert von derartigen „unechten Kriegsfilmen" für die Veranschaulichung von Gefechtsbewegungen liegt auf der Hand. Auch sie werden künftig wie die echten Aufnahmen von der Front einen wichtigen Bestandteil der Filmarchive bilden, die die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung angelegt haben, um ein hauptsächlich zu militärischen Studienzwecken bestimmtes Anschauungsmaterial zu sammeln. In Tausenden von Filmmetern werden dort die Ereignisse und Erfahrungen des Weltkrieges für die kommenden Geschlechter niedergelegt, damit sie daraus einen Nutzen ziehen, der um so größer sein wird, je strenger diese Dokumente nach den Grundsätzen der Wahrheitsliebe und Objektivität gesichtet worden sind.



Das k. k. Lustschloß Schönbrunn in Wien.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXXVII. Neujahrsgedanken in Schönbrunn.

Ein neues Jahr, das dritte im Krieg, wird mit Kanonen eingeläutet. Schlachtfelder sind seine Wiege, und Mars, der eisengerüstete, steht an dem dunklen Tor, aus dem dies unbekannte, schicksalsschwere 1916 herausschreitet zur bangenden, hoffenden Erde. Die Weltenuhr hat ein neues Zifferblatt. Noch ist es ein blutüberronnenes Schlachtschwert, keine Pflugschar, die friedliche Felder zur Ernte bereiten darf.

Österreichische Gedanken mögen in diesen Tagen, in denen Klios eiserner Griffel erste Siege und erste Opfer in die neue Jahrestafel gräbt, öfter als sonst heimfinden in das Altersschloß des greisen Kaisers. Friedlich rauschen die Parkbäume um die Mauern von Schönbrunn, wo der Kaiser lebt und arbeitet. Seit man die Fenster von des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinands Belvedere mit grauen Tüchern verhüllte, weht uns nirgends in dem weiten, von so unsäglichen Stürmen vergeblich erschütterten Reich der Hauch österreichischen Lebens, österreichischer Wirklichkeit stärker an als in diesem Schloß und Garten, dessen Hausherr ein sehr einsamer, aber kaum müder Greis ist. Seit die Welt in Flammen steht, darf man ja wohl dieses Schloß als einen der Mittelpunkte des Weltgeschehens ansehen. Hierher senden die Stürme auf der Podgora ihr erstes Echo: der Hall der Kanonen im Osten und Norden kann die Ruhe des einsamen Gartens nicht stören, und gleichwohl nirgends denkt man erschütterter an Kampf, Sieg und Leid unserer Soldaten als hier unter den winterlichen Bäumen, die schon Franz Josephs Jugend gesehen haben und nun sein Alter behüten.



Kaiser Franz Joseph als Kind beim Soldatenspiel.
Nach einem erst vor kurzem entdeckten Gemälde von F. G. Waldmüller.
Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Mehr als zwei Menschenalter ist es her, seit der Knabe Franz Joseph zu Füßen der Steinbilder saß, die diesen wahrhaft kaiserlichen Gartenfrieden behüteten. Waldmüller hat den Prinzen bei seinen kindlichen Spielen gemalt. Seine Hände umklammern das Spielzeug, das diesen kindlichen, diesen Prinzenhänden sehr bald mit sanfter und sehr bestimmter Gewalt entwunden werden sollte. Denn dieses Prinzen Jugend war kurz, seine Freuden wurden von mancherlei frühgekommenem Ernst überschattet. Die liebliche Insel von Schönbrunn ist dem Zehnjährigen fast schon ein verlorenes Paradies. Die Mutterhand selbst räumt ihm die Spielzeugsoldaten, die Puppen mit den Bärenmützen und dem weißen Bandelier beiseite. Dafür lernt er nun schon die Namen der Götterbilder in den Alleen seiner Jugend. Mars und Apoll, Daphne und ihr Lorbeerbaum wandern aus dem grünen Garten in die graue Geschichtsstunde. Der Zwölfjährige lernt Sprachen, spricht schon einige. Buch um Buch häuft sich in den Stuben seiner Kinderspiele. Stöße jener Schreibhefte werden vollgeschrieben, von denen treue Hände das eine oder andere, zierlich kalligraphierte, längst vergilbte, aufbewahrt haben. Mit vierzehn, fünfzehn Jahren zieht der prinzliche Schüler abermals das weiße Röckchen an, das er als Kind allen Bändern und Schleifen seines Knabenkittels vorzog. Rock und Wehrgehäng, Bandelier und Mütze sind nun aber allerdings kein Spiel und keine Knabenverkleidung mehr. Wenn der Prinz Franz Joseph mit den unregelmäßigen Verben für heute fertig ist, Hofmeister und Sprachlehrer verabschiedet sind,

tut der Leutnant Franz Joseph Dienst. Seine halb kindliche, helle Stimme schallt über den weiten Schloßhof. Von der Pike auf dient er, neben dem Tacitus lag das Exerzierreglement, und diesem Hochgeborenen schlug die Uhr schon damals wenig Stunden, in denen er das sein durfte, was er an Jahren noch war: ein Knabe.

Fast noch ein Knabe, reißen ihn harte Hände von seinen Büchern, seinen Heften, seinem Garten. Er verläßt Schönbrunn, fährt, ein junger Erzherzog, in das wildeste Erlebnis, das ein Jünglingsherz aufrühren kann. In die Lombardei reist er, und der Krieg beleuchtet mit einigen seiner Feuerbrände die historische Begegnung eines blondgelockten, scheuen Prinzen mit dem achtzigjährigen Radetzky. Der Haudegen gibt sich keine Mühe, seinen Mißmut zu verbergen. Prinzen gehören nicht aufs Schlachtfeld, am liebsten möchte er den jungen Franz Joseph seiner Mutter zurückschicken. Und hier ist's, wo der schlanke, knabenhafte Prinz sein erstes mannhaftes Wort spricht, wo der siebzehnjährige Erzherzog bescheiden und mutig sich erlaubt, den Groll eines allmächtigen Generals einfach zu überhören. Radetzky will die Verantwortung für das Leben des jungen Prinzen nicht übernehmen, und Franz Joseph, ritterlich, höflich, pflichtet ihm bei. „Gewiß," sagt er, „es mag unvorsichtig gewesen sein, mich herzuschicken. Aber", fährt er fort, „da man mich nun einmal hergeschickt hat, bleibe ich hier." Hier ist, in der Gegenrede des bescheidenen, jungen Herrn, der seine gute Kinderstube nicht verleugnet, schon der ganze Mann. Sein Lächeln versöhnt den Alten, der ruhmbenarbt von Ehren und Erfolgen, bestrahlt von ungeheurem Glanze ist, und sich also wohl erlauben darf, mit einem ungelegen gekommenen Wiener Erzherzog ungnädig zu sein. Aber dieser Erzherzog bleibt, besteigt sein Pferd, hört zum erstenmal in seinem Leben Schlachtendonner, sieht Verwundete am Weg, Sterbende in blutgeränderten Verbänden. Bei Santa Lucia platzt eine Granate ihm zu Füßen, und sie berichten nach Wien, daß der Jüngling im bösesten Graus nicht mit der Wimper zuckte.

Wie sollte er auch! Die Schule hat ihn freigesprochen, das Leben nimmt ihn gleich in die härteste Lehre, und es ist nicht Sache des früh ernst gewordenen Jünglings, sich einer Pflicht, einer Erfahrung, einer Arbeit zu entziehen. Noch sind seine Wangen knabenhaft blühend, seine blauen Augen lachen, wie nur österreichische Augen lachen können, sein jugendlich straffer Leib hat die Zucht und Schlankheit des altadeligen Kavaliers. Prinzen in Märchen mögen nicht schöner sein, als es der Erzherzog Franz Joseph eines Österreichs, von dem uns zwei Menschenalter trennen, gewesen ist. Aber dieser Prinz war nicht fürs Märchen bestimmt, er mußte früh lernen, sein Haupt hoch zu tragen, damit es später, wenn die Sorgen und die Pflichten kämen, nicht leicht von der einen oder anderen gebeugt werden könnte. „Da ich", sagt er dem mürrischen Radetzky, „einmal hier bin, wünsche ich zu bleiben ..."

Zu bleiben und immer da zu sein, in Tagen und Schicksalen, an denen gemessen die Granate auf dem lombardischen Schlachtfeld beinahe eine belanglose Spielerei war, ist dann Franz Josephs Lebensaufgabe geworden. Nicht lange nach jener historischen Begegnung mit Radetzky steht der blondgelockte, blauäugige Achtzehnjährige im Schatten eines Thronhimmels. Statt des Leutnantsdegens ist ein Zepter in seine Hand gegeben, und die Freuden der wunderschönen achtzehn Jahre, als Kaiser quittiert er sie mit einem Lächeln, das nicht ohne Leid und das sehr mannhaft und tapfer gewesen ist. „Lebewohl, meine Jugend —!" Auch dies ist ein historisches Wort, wie das andere an den Sieger von Mailand, und aus der menschlichen Anmutigkeit dieser beiden Äußerungen enthüllt sich die rührende Bereitschaft zur Arbeit, die Franz Joseph früh zum Manne werden ließ und ihm heute, mit fünfundachtzig Jahren, das Altwerden nicht erlaubt.

Über achtzig Jahre ist es her, daß der Knabe in seiner Schönbrunner Kinderstube einem harten, vielbewegten, oft gekränkten und kargbelohnten Leben voll Mühe, Pflichten und Sorge entgegenwuchs. „Nichts —" sagte er oft in späteren Tagen, „nichts ist mir erspart geblieben." Als seine Schläfen weiß wurden, verlor er den jugendlich glühenden, allzu glühenden Sohn. Als er im fünfzigsten Regierungsjahr, einen Festtag nur, aufatmend und glücklich auf ein halbes Arbeitsjahrhundert zurückblicken wollte, starb die Kaiserin, nein: ihr zarter, scheuer, dem Leben so sehr entfremdeter Schatten unterlag schuldlos, ahnungslos einem blutigen Verhängnis. Und die Totenglocken von Franz Ferdinands Leichenbegängnis läuteten den ungeheuersten Krieg heran, der diese alte Welt nur je erschüttert hat. So ist sein Abend von Sturmwolken überschattet, wie der Jüngling in Stürmen heranwuchs. Schon damals mußte er lernen, hart sein zu können, streng, das Lächeln und sein gutes Herz zu verhehlen, wo es not tat. Lebewohl, meine Jugend.

Das Jahr, dessen erste Tage hinter Schönbrunns Sorgendach heraufdämmern, ist Kaiser Franz Josephs achtundsechzigstes Regierungsjahr. Vor sechseinhalb Jahrzehnten wurde uns das neue Österreich geschenkt, und es trug die Züge eines zur Mannheit eben erst erwachten Mannes. An ihm, mit ihm ist dieses Reich, wie wir es heute kennen, gewachsen, und treuer können Hände nicht ein uraltes Vermächtnis verwalten, als es des Kaisers Hände taten. Er hat dieses Österreich geschaffen, das sich heute abenteuerlich hart und zäh gegen aberwitzig viele Feinde zu wehren imstande ist. Er hat, in siebenundsechzigjährigem, um Lohn und Dank nie übermäßig besorgtem Arbeiten, unserem leichteren österreichischen Schlag etwas von seinem Ernst, seiner Treue, seinem steinernen und eisernen Pflichtbewußtsein gegeben. Nie trug eine Zeitspanne von zwei Menschenaltern so unbedingt die Züge eines Mannes, wie Österreich seit über sechzig Jahren Franz Josephs Züge trägt. Und so konnte dieses Reich denn auch von allerschwersten Prüfungen nicht überwunden werden. So wird es, in Ehren und siegreich, den ungeheuren Krieg überstehen und überwinden. Denn — heute, nach siebzehn Monaten Krieges, wissen wir's — das siebenundsechzigjährige Beispiel des Kaisers ist nicht spurlos an uns vorübergegangen. Nun, da seiner Hände Arbeit in Gefahr war, hat er gesehen, wie sehr österreichische und ungarische Hände sein kaiserliches und königliches Werk in Ehren halten. Millionen Männer setzen heute auf den Schlachtfeldern, da es auf friedlicher Heimaterde nicht sein sollte, das Lebenswerk des Kaisers fort.

So finster auch das Wettergewölk um unser altes Haus Österreich brandet — in diesem Beginn eines neuen Arbeitsjahres muß doch ein breiter, goldener Sonnenstrahl durch die Fenster von Schönbrunn fallen. Dort wohnt, einsam, rastlos schaffend in immer sich erneuernder Arbeit, der Greis, der in den gleichen Stuben die glücklichen Jahre einer schnell entflohenen Jugend verlebte. Sein Leben mochte immer ärmer an Freuden gewesen sein, als das vielleicht hätte sein müssen. Aber eine, die größte Freude, wird dem Kaiser Franz Joseph kein Schicksal und kein böses Verhängnis zerstören können: sein Österreich, sein Ungarn steht wider eine Welt von Feinden unangetastet und stärker als je. Im achtundsechzigsten Arbeitsjahr, dessen erste Stunden schlagen, verlangt der treueste Arbeiter der Monarchie keinen besseren Lohn. **Lambert.**



Semper der Mann.

Eine Künstler- und Kämpfergeschichte von Otto Ernst.

(Fortsetzung.)

Noch ehe der „Heilige Bureaukratius“ irgendwo gespielt war, hatten ihn schon sechzig deutsche Bühnen angenommen, und auch Berlin war darunter.

Aber zuerst sollte auch dieses Werk in Dresden erscheinen. Bei der Aufführung herrschte eine merkwürdige Wärme im Theater; sie konnte nicht von der Witterung kommen, denn es schneite und regnete draußen, und sie kam auch nicht von einer künstlichen Heizung, denn mit dieser Wärme ging ein menschlicher Atem. Sie schien daher zu kommen, daß den Menschen im Theater wohl ums Herz war. Sie jubelten wie Kinder, wenn sie Beifall klatschten; sie unterbrachen immer wieder das Spiel durch ihren Beifall, so daß die Darsteller fast minutenlang schweigen mußten.

So kam es denn wohl, daß ein Asmussen unbekannter Bürger der Stadt Dresden nach diesem Abend sagte: „Das war keine Premiere, das war ein Volksfest.“

37.

Von himmlischer und irdischer Liebe und von irdischem Haß.

Asmus Semper war nicht der Mann, solche Siege mit dem kopflosen Hurrataumel eines armen Schneiders zu genießen, der das große Los gewonnen hat und nun die Welt für eine herrliche Einrichtung hält. Er wußte, daß in jedem Sieg, selbst in dem ehrlichsten, auch ein Unrecht enthalten ist. Er wußte, daß nun Freunde und Feinde kommen und ihn urteilslos zu den „Alleweil-fidel“-Optimisten werfen würden, und solche Freunde waren ihm noch unerfreulicher als solche Feinde. Er wußte, wie oft in den Einzeldingen des Weltlaufs und Menschengeschicks der Pessimismus nur allzu berechtigt ist. Aber er war nun auch wieder nicht der Mann, sich den Trank des Lebens durch solche Gedanken vergällen oder versauern zu lassen. Viel zu empfindsam, um nicht jede herbe Beimischung menschlichen Triumphes zu schmecken, war er doch viel zu robust, um sie nicht durch den Grundgedanken und Grundwillen seines Lebens zu überwinden. Er zweifelte nicht an der ausgleichenden Gerechtigkeit des Weltgeschäfts; er wußte, daß in diesem Geschäft für alles gezahlt werden muß und das Schicksal ihm schon beizeiten nehmen werde, was es ihm zuviel gegeben. So genoß er denn auch wiederum getrosten Herzens sein Glück.

In vollen Strömen floß ihm dieses Glück, echtes und falsches bunt durcheinander, ins Haus. Er hatte für sich das Höchste errungen: seinen Beruf — und damit die Ruhe seines Wesens im tiefsten gefunden. Er durfte hoffen, zu einigem Wohlstand zu gelangen und einen sorgenfreien Blick in die Zukunft zu gewinnen. Über einen gewissen Betrag hinaus ist das Geld ein Teufel; bis zu diesem Betrage ist es ein Gott — ein Gott, der Anbetung verdient, weil er Freiheit bringt. O Gott, das furchtbare, fette, kaltfeuchte, zentnerschwere Drachenscheusal der Nahrungssorgen, das ihn nächtens so oft mit tausend Schraubstockarmen umklammert hatte, hatte nun abgelassen von seiner Brust, und er konnte pfeifen auf das Übelwollen aller, die ihm grundsätzlich nicht wohlwollten. Er hatte nie vor einem Lumpen den Hut gezogen; aber nun brauchte er nicht einmal mehr zu erwägen, ob er's nicht lieber doch tun solle um Weibes und Kinder willen. Ach, um Weib und Kinder tanzte ja lauter Sonnenschein! Jede Post brachte ihm aus den Orten, wo seine Stücke gegeben wurden, Briefe, Telegramme, Glückwünsche, Danksagungen, Bitten um sein Autogramm, sein Bildnis und ergreifende Gesuche um möglichst baldige Einsendung größerer Geldbeträge. Er war damals noch so naiv, die ergreifendsten dieser Briefe für die ehrlichsten zu halten. Aus allen Winkeln des deutschen Landes, ja auch aus dem Auslande kamen Einladungen, er möge kommen und aus seinen Dichtungen vorlesen; immer neue Vorstandsämter wurden ihm angetragen.

Inzwischen war der „Heilige Bureaukratius“ auch in Berlin gegeben worden, und auf einer Probe hatte Asmus ein bezeichnendes Erlebnis gehabt. In diesem Stück

gab es eine Liebesszene, in der ein junger Mann in aller Schüchternheit und Unbeholfenheit eines „reinen Toren“ um ein reines Mädchen warb. Der Darsteller des jungen Mannes aber hatte seine eigene „Auffassung“: er machte sehr kurzen Prozeß und riß das Mädchen an sich wie ein brünstiger Holofernes. Asmus machte also Regie und Darsteller darauf aufmerksam, daß sein Held das Gegenteil sei. Man sah ihn an wie ein neu entdecktes Tier; denn als Mann aus der Provinz wagte er, Berliner Kunst zu meistern. Aber als er ihnen vormachte, wie er sich das denke, da begriffen sie, was er wollte, und spielten es.

Die Aufführung brachte einen ebenso großen Erfolg wie in Dresden. Und mit diesem Erfolge begann ein großes Kesseltreiben gegen Asmus Semper, der es gewagt hatte, den „Zweikampf“ zu schreiben.

Die Rezensionen waren nach einem ziemlich feststehenden Schema geschrieben; er hätte sie vor ihrem Erscheinen aus dem Kopfe fast wortgetreu hersagen können. Das Muster war etwa so:

„Zu welchen Abgründen der Geschmacklosigkeit die Tantiemegier unserer Bühnenjobber führt, das konnte man am Dienstag an dem sogenannten ‚Lustspiel‘ des Herrn Asmus Semper beobachten. Der ehemalige Hosenspanner aus der Weltstadt Oldenfund hat mit seinen früheren Machwerken so viel Geld ‚verdient‘, daß es ihn nach mehr gelüstete. Das ist begreiflich; er sollte sich nur nicht einbilden, daß dies Gelüsten mit Kunst irgend etwas zu tun hätte. Seine grob zurechtgezimmerten, auf die niedrigsten Instinkte des Publikums spekulierenden Reißer und Tendenzschmarren müssen jedes feiner und zarter organisierte Empfinden zurückstoßen. Die Autoreneitelkeit des Herrn ‚Dichters‘ wird den johlenden Beifall der Menge natürlich auf sein eigenes Konto setzen; er hat sich aber ausschließlich bei den Darstellern zu bedanken, die ihr hervorragendes Können für diesen Kitsch einsetzten.“

Und am Schlusse der Besprechung hieß es mit selten durchbrochener Konsequenz: „Der Autor kann sich für den Erfolg bei den Darstellern bedanken; ihnen allein galt denn auch der Beifall des Publikums.“

Das konnten diese Kritiker hören. Ihre Ohren waren so entwickelt, daß sie genau hörten, wie die Hände immer „Darsteller! Darsteller!“ sagten, ganz wie jener Trinker, der zur Enthaltsamkeit verurteilt war und aus dem Geläute des Kölner Doms immer „Aquavit! Aquavit!“ heraushörte. Ja, selbst wenn die Zuschauer den Dichter mit Namen riefen, hörten sie deutlich, daß die Darsteller gemeint waren. In Deutschland gab es plötzlich Bühnengenies wie Futterrüben; jedes Landstädtchen von 5000 Einwohnern hatte ein Dutzend Devrients, die unaufhörlich Dichter „retteten“. Asmus verlegte sich aufs Warten. Er war ja Optimist und dachte: Einmal muß es ihnen doch selbst zu dumm werden. Wenn sie zehn Jahre lang diese Albernheit im Munde gewälzt haben, muß ihnen doch ein fader Geschmack auffallen. Aber sie stellten an sich selbst keine Ansprüche.

Der „Heilige Bureaukratius“ wurde nach und nach in alle Kultursprachen der Welt übersetzt; folgerichtig schmähte man ihn in Deutschland in allen Tonarten der Gasse.

38.

Ueber was alles die Semper lachten.

Wenn das Werk eines Mannes in der Fremde Anerkennung gefunden hat, so ist keineswegs gesagt, daß auch seine Heimat ihm hold wäre; im Gegenteil: nicht einmal der Prophet gilt etwas im Vaterlande, und für den Spießer bleibt er immer der Mann, der mit ihm denselben Schuster hat und also nicht weit her sein kann; wenn aber einem Manne und seinem Werk in der Fremde Feinde erstehen, dann erwachen seine heimatlichen Mißgönner alle miteinander an einem Tag und rufen: „Auf ihn! Nieder mit ihm! Er ist ein Stümper! Wir haben's ja immer gesagt! Nun hört ihr's auch aus der Fremde!!“ Schneller als griechisches Feuer entzündet sich ein Feindesherz am anderen zu loderndem Mut, und wie einst der Abbé Voisenon mit Bezug auf die Feinde Voltaires geschrieben hatte: „Zoilos zeugete Mävius; Mävius aber zeugete Desfontaines; Desfontaines aber zeugete Fréron; Fréron aber zeugete Clément usw.“, so konnte Asmus das Geschlechtsregister aufstellen: „Zoilos zeugete Mävius; Mävius aber zeugete Schwollenthin; Schwollenthin aber zeugete Kuntze; Kuntze aber zeugete Sauerbrand; Sauerbrand aber zeugete Baumblatt; Baumblatt aber zeugete Meckehorn usf.“, und wie Goethes Zoilos-Thersites, so schrie Zoilos-Sauerbrand oder sonst ein grüngelber Mischling:

„Hu! Hu! Da komm' ich eben recht,
Ich schelt' euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah,
Ist oben Frau Viktoria.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.“

Louis Meckehorn hatte jetzt ein Drama geschrieben: „Die Flagellanten“, und wünschte, daß die „Rostra“ es im Theater aufführen lasse, da die Theater selbst es abgelehnt hatten. Während über seinen Antrag beraten wurde, gedachte er im Zimmer zu bleiben. „Es ist bei uns Brauch,“ sagte Asmus, „daß die Herren, über deren Erzeugnisse und Angelegenheiten verhandelt wird, für die Dauer der Beratung das Zimmer verlassen.“

„Ach so — ja — natürlich!“ rief Dr. Meckehorn lächelnd und verschwand.

Draußen stieß er auf ein zu spät kommendes Vorstandsmitglied.

„Na?“ sagte dieses, „gehen Sie schon heim?“

„Nein, ich bin nur hinausgesetzt worden auf Wunsch des Herrn Semper, dem ich offenbar unbequem bin.“

Der Wunsch des Herrn Meckehorn wurde einstimmig abgelehnt, und dieses Vorkommnis verbesserte keineswegs seine Stimmung gegen Herrn Semper.

Der gute Meckehorn ahnte aber so wenig wie die anderen Nachkommen des edlen Zoilos, daß das Herz des Herrn Semper gegen ihre Geschosse mit einer siebenfachen Glückskapsel umschlossen war.

Diese sieben Kapseln waren: seine Familie, seine rein menschlichen Freunde, seine Gesundheit, sein unzerbrechlicher, heiterer Lebensmut, seine unaufhörlich quellende Schaffenskraft, der Widerhall, den er bei Hunderttausenden seines Volkes, und das Verständnis, das er bei den besten Männern seiner Kunst fand. Seit kurzem hatte er auch eine Burg, die vom Jahresanfang bis Jahresende durch Schneeglöckchen, Krokus, Tulpen, Kirschblüten, Syringen, Rosen, Herbstzeitlosen, Astern und Christrosen, durch Nachtigallen, Drosseln, Meisen, Buchfinken, Fliegenschnepper, Stare, ja durch Zaunkönige gegen feindliche Angriffe geschützt war. Zwei Stunden Weges von Hamburg hatte er sich ein einfaches Landhaus gekauft.

Sie hatten die Wohnung wechseln wollen, und Asmus hatte in der Zeitung gelesen, daß in Groß-Offendorf eine „Villa“ zu mieten oder zu kaufen sei. Er gedachte eines Feldzuges der Oldenfunder Jugend gegen die Offendorfer, der vor dreißig Jahren stattgefunden und bei dem er sich im Vordertreffen ein blaues Auge geholt hatte.

„Geh einmal hin und sieh dir's an!" sagte Asmus, angenehm bewegt, zu Hilden; denn er war nicht abkömmlich.

„Ach," sagte sie, „das ist doch wohl zwecklos. So weit draußen — es wird auch zu teuer für uns sein."

Aber er bestand darauf, und sie ging hin.

Als sie heimkam, war sie vollständig beschwipst. Vollständig beschwipst von Blattgrün, Apfelblüte und Drosselschlag.

„Asmus!" rief sie, „wie ist das herrlich!" und fiel erschöpft vor Glück in einen Stuhl. „Ich wäre am liebsten gleich dageblieben!"

„Ohne mich. Ja, das könnte dir so passen."

Dann gingen sie gemeinsam hin. Der Ort, den Asmus lange nicht aufgesucht hatte, war ein einziger Garten; die „Villa" war schaudervoll. Das sah Hilde natürlich auch; aber sie hatte geglaubt, daß sie sich Besseres nicht wünschen dürfe.

„Und hier wolltest du einziehen?" rief er. „Du hast wieder mal keinen Mut gehabt. Du hast immer nur Mut für andere. Komm mit!"

Sie suchten und fanden zwischen alten, gastlichen Bäumen ein schlichtes Haus, auf dessen Turm ein goldener, zielender Schütze in der Sonne funkelte.

„Entweder", sagte Asmus, „ist das Eros, oder es ist Krotos, der Sohn des Pan, der den Wohnort der Musen teilte und ein Schütze war. Beide Genien sind mir willkommen."

Und sie zogen ein.

Dort hatte er sich niedergelassen, wo er als Knabe seine seligsten Pfingst- und Maiengänge gemacht hatte.

In einem Dorf war er geboren, hatte er goldene und traurige Tage der Jugend verlebt; in einer Großstadt hatte er sechzehn Jahre des Lernens, des Schaffens und des Kampfes verbracht — nun durfte er in die ländliche Natur zurückkehren, in die Heimat seiner Seele. Hier hörte er nicht nur an weichen Abenden den Wettstreit liebejauchzender Nachtigallen, hier sah er auch zuweilen den Specht an seinen Bäumen hämmern, sah er über den schmalen Weg hinter seinem Garten einmal ein wunderschlankes Wiesel huschen, sah er eines frühen Morgens auf seinem Rasen einen vertrauensseligen Hasen sitzen, der sich die Nase putzte, und in einer Sonntagsfrühe erschaute er gar auf der Brüstung seines Altans einen verflogenen schneeweißen Pfau in majestätischer Ruhe thronen, so daß Asmus nun mitten im Märchenlande war.

Was aber vielleicht das Schönste war: Wenn er bis unters Dach seines Hauses stieg, so sah er über grünen Wipfeln die Wimpel der Schiffe schweben, die seine Mutter, seine andere Mutter: die Elbe, auf ihren Armen trug. Und wenn er abends im Bette lag, so hörte er die Nebelhörner der Schiffe und den eintönigen Gesang der Baggermaschinen und dachte glückselig: Mutter singt mich in den Schlaf. Und wenn er sich einmal ganz verlassen fühlte, trotz all seiner Lieben ganz verlassen, so brauchte er nur eine Viertelstunde zu gehen, um diese Mutter zu finden und getröstet den Saum ihres Kleides zu fassen. Noch immer leuchtete in ihren Augen die Himmelswiese seiner Kindheit.

Asmus behielt die Großstadt in leicht erreichbarer Nähe, und das schätzte er sich zum Glück. Denn er hatte Menschen so nötig wie Bäume, und Bäume so nötig wie Menschen.

Er pflegte den Tag damit zu beginnen, daß er mit seiner Geliebten durch den Garten ging und eine stille Parade abhielt über alle Nadeln und Läuber, über Zweige und Zweiglein, über Blumen und Früchte, über herrlich erfüllte Erwartungen und leis ergrünende Hoffnungen.

Wenn er eine neue Arbeit beginnen sollte, fand er vom Garten nur schwer hinein ins Zimmer. Er wand und krümmte sich vor der neuen Aufgabe wie ein träger, ungezogener Schulbube vor seinem Pensum, oder wie ein verwöhnter Tenor, der hundertmal genötigt sein will. Sobald er aber im Schaffen war, konnte er nicht zurückfinden; dann bestahl er sich oft um den notwendigsten Spaziergang und sann und schrieb und schrieb und sann, bis ein vielstimmiger und wohlgestimmter Gong mit heiterem Klange durchs Haus schallte. Das war wohl ein köstlicher Ton; denn er rief ihn zur Versammlung mit den Seinen um den Mittagstisch. Am Tische der Semper gab es morgens, mittags und abends — außer festeren Speisen — mit seltenen Ausnahmen immer dasselbe Gericht, und das hieß Frohsinn. Wenn Asmus bei Tische noch seiner Arbeit nachhängen wollte und schöpferisch in die Erbsensuppe starrte, dann erhoben die Seinen entrüsteten Einspruch, und er gehorchte sofort, weil sie recht hatten. Die Semper lachten gern, und man lachte in diesem Hause nicht nur — wofern man alt genug dazu war — über Cervantes und Lichtenberg, über Gottfried Keller und Wilhelm Raabe, über Teniers und Spitzweg und über die Barbiere von Sevilla und von Bagdad; man kannte nicht nur das Lachen, bei dem die Gesichtsmuskeln unbewegt bleiben und nur das Auge warm erglüht, nein, man lachte auch — und das war das Furchtbare — über einen wohlgelungenen Hampelmann, über einen Heidelbeerfleck auf Sigruns Nase, über den Hund, wenn er nach Fliegen schnappte, und über tausend kindische Dinge, die mit der Höherentwicklung des Menschengeschlechts nicht das geringste zu tun haben. Die schwer beglückende Weisheit, daß der Mensch nur mit ethischem Hintergrunde lachen dürfe, genau genommen nur mit tragischem, und auch dann nur einmal im Jahre, diese Weisheit und krampfhafte Hoheit war noch nicht in dies beglückte Tal gedrungen.

Die Kinder bestanden auf ihrem Recht zum Fröhlichsein; sie bestanden auch unerbittlich darauf, Asmus jeden Mittag nach dem Essen unter furchtbarem Hallo in sein Arbeitszimmer zu schleifen und dort auf das Sofa zu werfen, auf dem er seine Mittagsruhe hielt. Wenn er dann mindestens zwölf unmögliche Gesichter — „aber verschiedene!" verlangte Sigrun — geschnitten und das Gebell von mindestens sieben verschiedenen Hunden nachgeahmt oder ähnliche, eines gesetzten Mannes einfach unwürdige Dinge getrieben hatte, dann wurde er endlich in Gnaden in das Land des Schlummers entlassen. Und wer auf seinen Lippen die Küsse von fünf reinen Kindermäulchen fühlt und durch das klare Fenster in lauter Himmelsblau und Tannengrün hineinblinzelt und bei den wiegenden Wipfeln für alle Hoffnungen des Tages freundlich nickendes Gewähren findet, wie sollte der nicht köstlich schlafen und holde Träume haben!

39.

Warum alle Semper sangen.

Und er bedurfte des stärkenden Schlafes; denn wenn er erwacht war, hieß es eine tägliche Last auf sich nehmen: die Bewältigung des Briefstapels, den jeder Tag ihm brachte. Da gab es oft genug ein stark vernehmbares Seufzen und Stöhnen; aber welch ein reiches, wunderlichbuntes Leben quoll doch aus diesen Briefumschlägen hervor! Da gab es nicht nur die üblichen Bettelbriefe, die selbstverständlichen Manuskripte und Bücher voll Gedichte, Romane und Dramen, die er prüfen, ausflicken und bei Verlegern und Redaktionen unterbringen sollte —

nein, da kamen auch recht ungewöhnliche Dinge zum Vorschein. Da waren Jünglinge und Jungfrauen, die in ehrlicher Gewissensnot von ihm wissen wollten, was von jeder der bestehenden Religionen, von den Sittengesetzen, von den einander widerstreitenden politischen und ästhetischen Anschauungen der Menschen zu halten sei. Sie wollten von ihm die „einzig richtige Weltanschauung" (— „eine kann doch nur die richtige sein!" —) erfahren, und zwar bis ins einzelne wohl ausgearbeitet und begründet. Da waren bangende Mütter und Väter, Erzieher und Vormünder, die von ihm wissen wollten, wie sie ein mißratenes oder schwer zu leitendes Kind behandeln sollten, welchen Beruf sie es ergreifen lassen sollten. Asmus empfand es freilich als Pflicht, für solche Menschen, die er durch seine Bücher, Stücke und Reden an sich gezogen hatte, das, was er gesprochen und geschrieben hatte, zu erläutern, zu ergänzen und zu verbessern; aber wie unsäglich schwer war es, in die Ferne hinein wildfremden Menschen zu schreiben, was ihnen frommte! Angeklagte sandten ihm ihre Prozeßakten und wünschten, daß er ihnen beistehe; Beamten sollte er durch Fürsprache zu einer Beförderung oder zur Versetzung nach dem schönen Hamburg verhelfen; Insassen von Irrenhäusern setzten ihm in merkwürdig klaren Briefen auseinander, daß sie nur aus Bosheit im Irrenhause festgehalten würden und von ihm die nötigen Schritte zu ihrer Befreiung erhofften — kurzum: wenn er noch keinen Beruf gehabt hätte — hier gab es ihrer mehrere zur Auswahl. Auch Dinge zum hellen Lachen gab es, z. B. wenn Entrüstete ihm schrieben, daß es mit dem „Idealismus" (in Gänsefüßchen), den er in seinen Werken vertrete, in Wahrheit schlecht stehen müsse, wenn er ihnen nicht einmal die erbetenen lumpigen zwanzigtausend oder fünfzigtausend Mark „leihen" wolle, da er doch mit jedem Stück „Millionen" verdiene. Und Briefe zum Lachen und Weinen durcheinander gab es. Aus Honduras und Togo, aus Neu-Seeland und Japan, aus Kapland und Kalifornien, aus fernsten Winkeln der Welt schrieben ihm einsame Volksgenossen: „In deinen Büchern haben wir die Heimat gefühlt." Das war Lohn. Lohn, wie er ihn mit tausend Werken nicht verdienen, den man überhaupt nicht durch Bücher, den man eigentlich nur durch Taten verdienen konnte. Als kostbarstes Juwel hob er in seiner Schatztruhe den Brief einer halbgelähmten Schweizerin auf, die schon sechzehn Jahre ihres Lebens im Lehnstuhl verbracht und nur noch mühsam mit dem Bleistift schreiben konnte und nach und nach doch acht Seiten vollgeschrieben hatte! Dieser Asmus war ein wenig zu intelligent, um den „Allerweltsmundruhm", der ihm, wie einst seinem großen Kollegen Byron, über Nacht angeflogen war, nicht binnen vierzehn Tagen bis in seine strohernen Eingeweide hinein zu durchschauen; aber war es ihm so sehr zu verargen, wenn ihm bei solchen Briefen ein sanfter Größenwahn übers Herz lief und er auf Augenblicke dachte: Mein Gott, vielleicht bin ich doch etwas?

Wenn er dann drei, auch vier Stunden am Schreibtisch gehockt hatte, dann hatte er Verlangen nach Bewegung; und wenn er keinen Spaziergang machte, ging er in das Billardzimmer, das er sich auch hatte anbauen lassen. Dort pflog er dann mit sich allein dieses edlen Spiels, bei dem das dumme Glück und der grobe Zufall so vollkommen ausgeschaltet sind, das man nur mit sicherem Auge und mit einem empfindlichen Muskelgefühl gewinnt, das den ganzen Leib in mäßiger und wohltätiger Bewegung erhält, die Nerven in eine angenehme Spannung versetzt, und bei dem man gleichzeitig noch sorgfältig gezielte Epigramme formen kann. Aber mochte der Quartball noch so interessant und noch so schwierig zu berechnen sein, und mochte das betreffende Epigramm noch so nahe der Vollendung sein: eines vermochte ihn sofort auf andere Wege zu locken, und das geschah, wenn im anstoßenden Wohnzimmer, zu dem ein paar Stufen hinunterführten, die Tasten des Flügels angeschlagen wurden. Die Semper hatten keinen prachtvoll-kalten „Musiksalon"; dazu war ihr Haus zu klein; die Musik hauste mit ihnen im Wohnzimmer. Und wenn er dann merkte, daß es eine Sonate von Beethoven oder Schubert gab, oder die Freischütz-Ouvertüre oder „Die weiße Dame", dann schlich er sich mit dem Queue in der Hand an die Tür und horchte. Und wenn unten jemand zu singen begann, dann lehnte er das Queue leise an die Wand, schob leise die Schiebetür zurück und setzte sich auf die kleine Treppe zu seinem Freunde, dem ehrenfesten Dachshund Männe. Und dann sang Hilde mit, und dann Isolde, und dann Gesina, und dann er selbst, und zuletzt konnte sich Wolfram nicht mehr halten, obwohl in das mutierende Chaos seiner Stimme erst die ersten Lichtstrahlen eines musikalischen Gehörs herniederzuckten, und die Jüngste lag oben in ihrem Bettchen und hörte zu. Wie die Semper lachen mußten, so mußten sie auch singen; sie sangen eigentlich noch mehr, als sie lachten. Schon in Asmussens Vaterhause hatten alle, alle gesungen, auch in Zeiten, da es ihnen gar nicht sonderlich gut erging. Singen war ihnen nur eine andere Art des Atmens, ein tieferes, nachdrücklicheres, inbrünstigeres Atmen; sie mußten Luft hereinholen, wenn es drinnen zu eng war, und sie sangen oft, nicht weil ihr Herz sich frei fühlte, sondern weil es sich frei machen wollte.

Und wenn Asmus mit den Seinen sang und ihre Züge und Gestalten mit liebkosenden Blicken umzog, dann verströmten alle Dinge des Tages in eine hundertstimmige Abendharmonie, und sein Herz hörte eine Symphonie des Glücks. Und in diese Symphonie zog er alles hinein, was Auge, Ohr und Herz in solcher Stunde gewahrten, auch den warmen Glanz der schönen Lampe, der auf Leonardas Laute und zarte Finger fiel, auch die schlanke Vase mit den gelben Narzissen, auch den Kopf des „sterbenden Sklaven", der halb aus dem Dunkel tauchte, auch die tiefrote Tulpe, die durch das blendende Weiß der Gardinen brannte, auch den goldbraunen Glanz, der auf Hildens reichem Haare lag. Einer seiner Freunde hatte einmal gerufen: „Nur die Schufte haben Glück in der Welt; die Edlen müssen leiden!" Da hatte Asmus gefragt: „Haben die Schufte wirklich Glück? Ich glaube, der Schuft hat nicht einmal ein Organ für das Glück, hat es so wenig, wie der Taubstumme für Musik. Das Glück ist eine Musik. Es ist niemals in den Dingen; es ist immer über den Dingen. Es ist der reine Hauch, der aus allen schönen und guten Dingen emporsteigt und über ihnen fühlbar wird als ein seliger Einklang." Er hatte ein glückliches Ohr für solche Symphonien des Glücks; er vernahm sie daheim und draußen, in Kammer, Flur und Feld, und er fühlte in ihnen mit frommer Gewißheit die vorbestimmte Harmonie des Weltalls. Wenn er den vierten Satz der „Eroika" hörte oder den Zwiegesang Florestans und Leonorens im Kerker, oder wenn er in einen Syringenstrauch blickte und den Duft einsog, oder die Elbe sah bei ruhigem Sonnenlicht, dann ging es wohl plötzlich wie ein Fieberbeben durch seinen Leib, und aus ihm hervor brach ein wildes, heißes, frohlockendes Bekenntnis: „Eine Welt, in der das ist, kann kein Betrug sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Entzifferungsaufgabe.

1 16 10 15 6 — 7 20 6 21 9 10 4 — 1 3 6 21 11 6 7 — 21 16 11 6 7 — 8 6 10 4 17 18 6 21 — 8 20 7 11 — 14 7 11 — 7 16 3 11 4 17 18 6 21 — 11 14 7 4 5 — 11 6 7 7 — 7 14 3 — 9 14 4 — 11 6 3 — 18 6 20 21 9 5 — 12 16 11 6 7 — 8 13 17 18 4 5 — 14 7 11 — 12 10 2 18 6 5 — 8 9 18 3 6 — 19 14 7 4 5. Ersetzt man die Zahlen durch die richtigen Buchstaben, so erhält man einen Sinnspruch von Heinrich Seidel. Den Schlüssel zur Lösung enthalten folgende Wörter: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 6 Stadt an der Spree, 12 13 3 7 9 14 Stadt in d. Oberpfalz, 15 16 17 18 Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf, 19 20 21 21 Seehorizont. C.

Logogriph.

Mit An beim Kinde gut und schlecht genannt.
Mit Vor ihm, der den Stift führt, wohlbekannt.
Mit Ein will's mit dem Brief auf Reisen gehn.
Mit Aus wird auf dein Geld es abgesehn.
Mit Auf von dem Poeten sehr begehrt.
Mit Bei die Zeitung täglich es beschert.
Mit Zu ersehnt, weil es die Gelder mehrt,
Weshalb der Rätselmann zum neuen Jahr
Es jedem wünscht, der sein bedürftig war. N.

Besuchskartenrätsel.

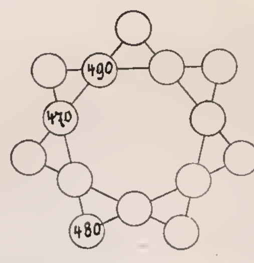
A. M. Hintsch
Wanne

Was ist der Mann?

Bilderrätsel.



Jahreszahlanordnung.



In die Kreise der nebenstehenden Figur sind die vierzehn geraden Zahlen von 466—492 so einzutragen, daß je vier Zahlen, die in einer geraden Linie liegen, zusammen die Jahreszahl 1916 ergeben. Die bereits eingetragenen Zahlen behalten ihren Kreis. C.

Silbenrätsel.

Viel entsprießt dem Schoß der eins,
Wandernd in zwei-drei,
Wo's gestaltet neu hervor
Geht als allerlei.
Kommt das Ganze in die eins,
Freut's den Kriegersmann,
Weil ihm draus, so wohlverdient,
Labsal werden kann. S. F.

Auflösungen der Rätsel in Heft 12.

Umstellrätsel: Zweisteinen (765 m), Urirotstock (2932 m), Galenstock (3597 m), Schneekoppe (1605 m), Piz Bernina (4052 m), Inselsberg (915 m) Taufstein (772 m), Zugspitze (2968 m), Einödriegel (1126 m). — Zugspitze.

Rätsel: Henkel, Enkel.

Würfelanordnung:

1	2	3	4	5	6	1	2	3	4	5	6
1	2	2	1	1	5	1	1	2	2	3	3
2	1	1	2	1	5	1	1	1	4	2	3
2	1	1	1	3	4	1	2	1	1	4	3
1	1	3	1	2	4	1	1	2	1	5	2
1	1	2	3	1	4	1	1	1	3	4	2
1	2	1	2	2	4	1	1	1	2	6	1

In dieser Zusammenstellung ergeben 12 Würfel jedesmal 50 Augen.

Bilderrätel: Man liest zuerst die Buchstabengruppen im Kreise und dann die der Unterschrift, indem man eine um die andere Gruppe überspringt, und erhält:

Der Christbaum ist der schönste Baum,
Den wir auf Erden kennen;
Im Garten klein, im engsten Raum,
Wie lieblich blüht der Wunderbaum,
Wenn seine Lichtlein brennen.

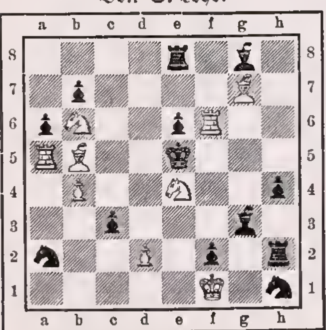
*

Schach.

Redigiert von J. Mieses.

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum" richten.

Aufgabe Nr. 14.
Von S. Loyd.



Matt in drei Zügen.

Der im Jahre 1911 gestorbene amerikanische Problemmeister S. Loyd war ohne Zweifel der populärste aller Problemkomponisten, die je gelebt haben. Eine eigenartig starke Individualität prägte sich in jedem seiner Erzeugnisse aus, so daß das, was er leistete, von niemand nachgeahmt werden konnte. Die Ideen, von denen er übersprudelte, brachte er in faszinierender Weise zum Ausdruck. — Das vorstehende Stück ist ein „echter Loyd". Seine Lösung wirkt geradezu verblüffend.

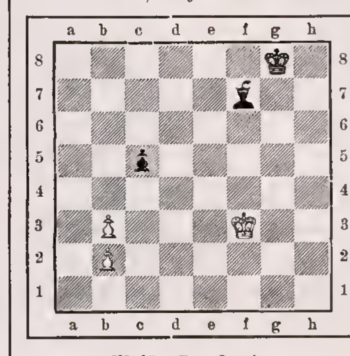
Partiestellung.

Die nachstehende Position ereignete sich vor längerer Zeit in einer in der „Berliner Schachgesellschaft" gespielten Partie. Den Schluß bildete folgendes lehrreiches Endspiel.

1. b3-b4! . . .

Auf jeden Königszug gewinnt Schwarz durch Lf7×b3 nebst c5-c4. Der weiße König wird dann nach a1 getrieben und dort patt gesetzt, indem Schwarz seinen König auf c1 und den Läufer auf b1 postiert, so daß Weiß den Bauern b2 ziehen muß.

Schwarz: N. N.



Weiß: Dr. Lewitt.

Weiß am Zuge macht remis.

1. . . . c5×b4 (oder A)
2. Kf3-e4 Kg8-g7
3. Ke4-d4 Kg7-f6
4. Kd4-c5 b4-b3
5. Kc5-d4 und der weiße König begibt sich nach a1, worauf die Partie remis bleibt.

A.

1. . . . c5-c4
2. b4-b5! . . . . .

Nicht 2. Kf3-e4, weil sonst der feindliche König Zeit hat, den b-Bauern aufzuhalten.

2. . . . Kg8-f8
3. b5-b6 Kf8-e7
4. b6-b7 Lf7-d5+
5. Kf3-e3 Ld5×b7
6. Ke3-d4 Lb7-a6
7. Kd4-c3 nebst b2-b3, und das Spiel ist remis.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

M. N. in T. Die Reichsdruckerei in Berlin ist ein riesenhafter Betrieb, in dem nahezu 3000 Personen beschäftigt sind. Nach amtlichen Feststellungen wurden in einem Jahre an Geld und Wertpapieren geliefert: 254 Millionen Stück Banknoten, Kassenscheine usw., 5400 Millionen Postwertzeichen und andere Wertzeichen, 2,9 Millionen Stück Stückwertzeichen und 36 Millionen Bogen Bogenwertzeichen. Die Einnahmen der Reichsdruckerei beliefen sich im letzten Friedensjahre auf 14 Millionen Mark, die Ausgaben auf 10 Millionen Mark. Alljährlich wird für $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark Papier in der Reichsdruckerei verbraucht. Reichstagsdrucksachen, amtliche und geheime Drucksachen werden sämtlich in der Reichsdruckerei hergestellt.

W. Sp. im Felde. Die Komposition hat uns weniger gefallen, Ihr launiges Verschen „Stoßseufzer aus dem Osten" geben wir aber gerne wieder zum Ergötzen unserer Leser:

Wär' der Krieg nur aus,
Gingen gern nach Haus!
All die Wanzen und die Mäus,
All die Russen und die Läus,
Lieber guter Gott,
Mach sie all kapott. — Amen!

Wir können Ihnen den Wunsch nachempfinden und hoffen, daß er bald in Erfüllung gehen möge.

U. D. in P. Eigentlich genügt für den Beruf eines Eisenbahn-Betriebsingenieurs das Einjährigen-Zeugnis und das Reifezeugnis einer staatlich anerkannten Fachschule, z. B. Baugewerks- oder höhere Maschinenschule. Als Abiturient kann jedoch Ihr Sohn nach einer dreijährigen Ausbildung an einer Technischen Hochschule die sogenannte Vorprüfung vor der Prüfungskommission des Eisenbahnministeriums ablegen und dann bei der Eisenbahn eintreten. Das Gehalt beträgt 2100—4500 Mark, Zulagen von 300 Mark und Wohnungsgeld.

Gesundheitsrat.

Margarete in B. Alle Mittel zur Entfernung von Gesichtshaaren müssen stets von neuem angewandt werden, da sie das Uebel nur vorübergehend beseitigen. Dauernd entfernt können Haare nur durch Elektrolyse werden. Dazu müssen Sie sich jedoch in Behandlung eines Spezialarztes begeben.

M. H. in H. Abmagerungserscheinungen im einzelnen sind einer Behandlung nicht zugängig. Diese lassen sich nur durch eine Mast des ganzen Körpers zum Schwinden bringen, die freilich jetzt in Kriegszeiten schwierig ist. In Betracht kommen dafür namentlich die Zuführung eines Überschusses an Fett, Mehl- und Zuckernahrung, reichlich Ruhe usw., wie Sie es genauer beschrieben finden im Universum, XXX. Jahrg., Heft 13 in dem Aufsatz: Neuere Mast- und Entfettungskuren.

Haus und Garten.

Frau M. Um Schokolade zu prüfen, kochen Sie 5 g davon in 200 g Wasser 10 Minuten lang, seihen die Flüssigkeit durch und geben etwas Jod dazu. Reine Schokolade wird schwach grau, stärkemehlhaltige blau, und dextrinhaltige kastanienbraun. Es werden jetzt übrigens nur noch die einfachen Sorten Schokolade hergestellt, da zu den feineren Milch und Sahne nötig ist.

Für Küche und Haus

Billige und nahrhafte Fischgerichte. Durch die Einrichtung der fleischlosen Tage wird gar mancher Hausfrau die folgende kleine Auswahl von Vorschriften wohlschmeckender, verhältnismäßig billiger und nahrhafter Fischgerichte gewiß willkommen sein.

Karpfen mit Makkaroni. $1\frac{1}{2}$ kg Spiegelkarpfen wird gut zurecht gemacht, in kochendes Salzwasser gelegt, mit den gleichen Zutaten wie Schellfisch, man fügt nur noch Estragon und Basilikum bei und läßt ihn langsam gar ziehen, er darf nicht kochen. Danach nimmt man ihn aus der Brühe, entgrätet und schneidet ihn in Stücke. 125 g Makkaroni hat man inzwischen weichgekocht, legt eine dünne Schicht davon auf den Boden einer gebutterten Auflaufform, hierüber eine Lage Fischstücke, die man mit Parmesankäseersatz und etwas Paprika bestreut. Die Form wird nun schichtweise fertig gefüllt, zu oberst müssen Makkaroni kommen. Aus 50 g Mehl und 50 g Butter bereitet man eine helle Mehlschwitze, die man mit dem durchgeseihten Fischwasser ablöscht, sehr dick einkochen läßt, einige Tropfen Zitronensaft zugibt, und diese Soße über die Speise gießt, die in mäßig heißer Röhre zu lichtgelber Farbe gebacken und in der Form aufgetragen wird.

Schellfisch mit Sardellen. 1 kg aus den Gräten gelöster Schellfisch wird 5 Minuten in Salzwasser gekocht, dem man Suppenwurzeln, Zwiebel, Pfefferkörner, ein Lorbeerblatt, eine Gewürznelke beigefügt hat. Inzwischen werden 4 Sardellen gewaschen, entgrätet und nicht zu fein gewiegt, sowie 80 g Semmelmehl oder Kartoffelflocken in Fett geröstet. Der Fisch wird in Stücke geschnitten, in eine gebutterte Auflaufform gelegt, und zwar schichtweise mit den Sardellen und dem Semmelmehl, bis die Form gefüllt ist. Dann verrührt man 40 g geriebenen harten Käse, auch Parmesankäseersatz, in einem Viertelliter Milch und gießt sie über den Fisch, den man $\frac{1}{2}$ Stunde lang in der Röhre oder auf dem Herd dünstet. Das Gericht wird in der Form aufgetragen.

Fischauflauf. Man kann hierzu sowohl frisch gekochten wie auch Reste von gekochtem Fisch verwenden. Man befreit das Fleisch von den Gräten und schneidet es in feine Streifen, die man mit Zitronensaft beträufelt. Das Fischfleisch vermischt man mit heißem Kartoffelmus, salzt, fügt geriebene Zwiebel, den steif geschlagenen Schnee von zwei kleinen Eiern rasch darunter, streicht die Masse in eine gebutterte Auflaufform, streut geriebenen Käse, z. B. Parmesankäseersatz, darüber, und bäckt den Auflauf in nicht zu heißer Bratröhre. Man kann auf gleiche Weise den Auflauf mit Salzfisch zubereiten, man nimmt dann jedoch statt Kartoffelmus Erbsenmus, gibt statt Käse vor dem Anrichten ein wenig goldgelb geröstete Zwiebelringe darüber und läßt auch den Eierschnee fort.

Fischmuscheln. Fluß- oder Seefisch wird gut vorgerichtet, entgrätet und in nußgroße Würfel geschnitten, die man salzt, mit Zitronensaft beträufelt, pfeffert und in heißer Butter sehr langsam weich dämpft. Die Reste

vom Fisch, wie Kopf, Schwanz, Gräten usw. werden in Fleischbrühe oder Fleischbrühwürfellösung gekocht. Zwei bis drei feingewiegte Schalotten schwitzt man in etwas Butter, fügt 1–2 Eßlöffel Mehl zu, löscht mit dem Fischwasser und dem Saft des gedämpften Fisches ab. Man mischt die Soße unter das Fischfleisch, gibt zwei gewaschene, entgrätete, feingewiegte Sardellen oder Anchovis sowie ein kleines ganzes Ei zu, vermischt alles gut, füllt die Muscheln damit, streut geriebenen Zwieback über die Fülle, gibt ein wenig frische Butter darauf und bäckt die Muscheln in heißer Röhre hellbraun. Es schmeckt auch sehr gut, wenn man einige gut geputzte, zerschnittene und in Butter gedämpfte Champignons zugibt.

Fischsuppe auf Ostseeart. 125 g weiße Bohnen weicht man über Nacht ein, setzt sie anderen Tages mit dem Einweichwasser und fein geschnittenen Suppenwurzeln aufs Feuer und kocht sie halbweich. Dann gibt man zwei große, geschälte, in Streifen geschnittene, rohe, mehlige Kartoffeln zu und kocht sie 10 Minuten lang. Nun kommt 150 g in kleine Würfel geschnittener, geputzter und gewaschener Salzfisch hinein, den man $^1/_2$ Stunde lang in der Suppe ziehen läßt. Man trägt die Suppe mit gerösteten Semmelwürfeln auf. Auf gleiche Art kann man die Suppe aus frischem Seefisch bereiten, nur gibt man dann zugleich mit den Kartoffeln Salz an die Suppe.

Grüner Hecht. $1^1/_2$ kg gut vorbereiteter Hecht wird der Länge nach, am Rückgrat entlang, zerschnitten, querüber in drei Finger breite Streifen zerteilt, diese gesalzen und in einen Kochtopf in heiße Butter gegeben. Nun belegt man ihn dicht mit feingehackter Petersilie, einer mittelgroßen, in Ringel geschnittenen Zwiebel, Salz, Pfeffer, gewiegtem Schnittlauch, geschnittenen Suppenwurzeln, Zitronenscheiben, einem Lorbeerblatt, Basilikum, Thymian und Estragon, gibt zwei Gläser leichten Weißwein und so viel leichte Fleischbrühe zu, daß der Hecht eben bedeckt ist. Man läßt ihn auf mäßigem Feuer einmal aufwallen und dann 20—25 Minuten lang ziehen. Nun wird der Hecht auf eine erwärmte Platte gelegt. An die Soße gibt man Kapern und ein Stückchen frische Butter sowie etwas Semmelmehl, kocht sie dick ein und gießt sie über den Fisch. Man kann die Soße noch verfeinern, wenn man sie mit einem verquirlten Ei abzieht, es ist aber nicht unbedingt nötig. R. v. d. H.



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Die Ausbildung kriegsbeschädigter Offiziere für Industrie und Handel. Zu der Frage des Berufswechsels kriegsbeschädigter Offiziere wurden in der jüngsten Zeit in der Presse wiederholt Vorschläge gemacht und Anregungen gegeben. Sie stammten z. T. aus amtlichen Quellen, z. T. aus den interessierten Kreisen selber. Fast immer war in diesen Artikeln von den Handelshochschulen als von Anstalten die Rede, in denen sich kriegsbeschädigte Offiziere, Militärbeamte und Offiziersaspiranten für leitende kaufmännische Stellungen bei Banken und Versicherungsanstalten, in Handel und Industrie, sowie in der Verwaltung, auch auf das Lehramt an Handelsmittelschulen vorbereiten könnten. Auf die preußischen Handelshochschulen wurde dabei wiederholt hingewiesen. Die badisch-preußische Militärkonvention gibt Veranlassung zu einem frühere Angaben ergänzenden besonderen Hinweise auf die Handelshochschule Mannheim, das durch seine außerordentlich stark entwickelte und doch noch einigermaßen zu übersehende Tätigkeit auf den Gebieten des Waren- und Bankhandels, der Industrie und des Verkehrs besonders fördernd auf das Studium praktischer Wissenschaft zu wirken vermag. Schon in diesem Wintersemester zählt diese Hochschule 35 Kriegsbeschädigte zu ihren ständigen Hörern; allerdings setzen sich diese Besucher, die von der Zahlung der Gebühren gänzlich befreit sind, fast ausschließlich aus Verwundeten zusammen, die noch wenigstens 4 Monate in Lazarettbehandlung bleiben. Kriegsbeschädigte Offiziere können in Mannheim ohne weiteres eingeschrieben werden. — An der Landeshochschule Mannheim ist auch das erste deutsche Forschungsinstitut für Organisationswesen eingerichtet, nämlich das Betriebswissenschaftliche Institut für Forschungen auf dem Gebiete des Betriebslebens, dessen Aufgabe die Mitarbeit an der Begründung einer Wissenschaft von der Organisation ist. Nach dem unlängst erschienenen ersten Jahresbericht, der durch die Abteilung C des Instituts kostenfrei zu beziehen ist, umfaßt das Institut zurzeit folgende Abteilungen: das „Reklamearchiv", das neben sehr umfangreichen Sammlungen der Reklamemittel auch die gesamte Organisation des Reklamewesens umfaßt; die „Abteilung für Betriebsorganisation", die Sammlungen der Organisationsmittel, firmenkundliche Sammlungen zur Innenorganisation und ein Archiv zur Kenntnis der Organisation des Erwerbs (Beziehungen der einzelnen Unternehmungen zueinander) angelegt hat; die „Literarische Sammelstelle", die sämtliche Organisationsfragen literarisch beobachtet und kartothekmäßig verarbeitet und weiter die Veröffentlichungen der amtlichen und privaten Interessenvertretungen und sonstigen einschlägigen Drucksachen sammelt und zu einem Organisationsarchiv zusammenstellt. Drei weitere Abteilungen des Instituts, darunter die für praktische Wirtschaftspsychologie, konnten wegen fehlender Mittel noch nicht in Tätigkeit treten.

Ratgeber für Reise und Erholung

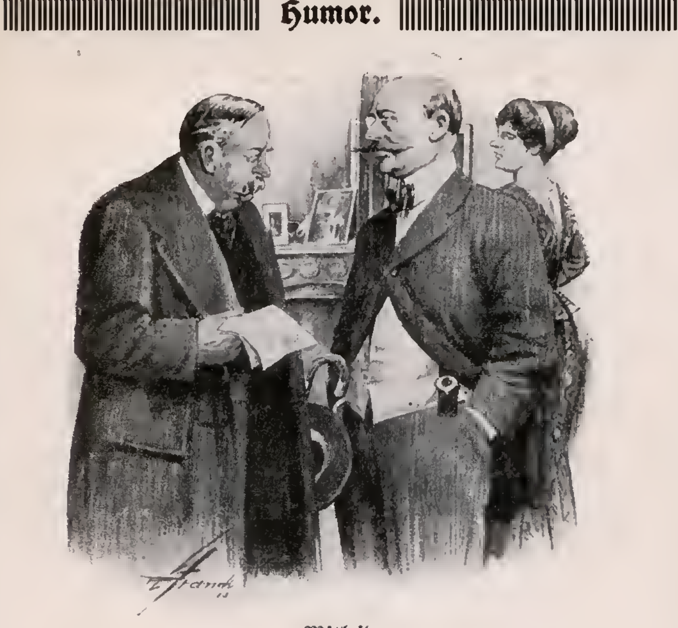
Herbst und Winter 1915

Deutschlands Wintersportplätze und Erholungsstätten im Winter 1915/16. Der Bund Deutscher Verkehrs-Vereine hat unter Mitwirkung der deutschen Staatseisenbahnen wieder sein mit künstlerischen Bildern reich ausgestattetes Werk erscheinen lassen, um den vielen erholungsbedürftigen Deutschen zu zeigen, welche überans große Zahl von Erholungsstätten unser Vaterland auch im Winter aufzuweisen hat. Es soll ein zuverlässiger Führer sein für die verwundeten und erholungsbedürftigen Krieger und für viele der Daheimgebliebenen, die in der Kriegszeit keinen oder nur zu kurzen Urlaub haben konnten. Außer den Wintersportplätzen sind Wintererholungsorte auch diejenigen Badeorte genannt worden, deren Betrieb auch im Winter geöffnet ist. Universumleser erhalten die Schrift kostenlos von der Reiseauskunftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Baden-Baden. Auch der zweite Kriegswinter hat Baden-Baden, dessen bekannt mildes Klima zu seinen bedeutsamsten Vorzügen zählt, eine stattliche Anzahl neuer Freunde gewonnen, und wie nach den zahlreichen Anfragen zu schließen ist, wird der Winterbesuch besonders nach Weihnachten stark zunehmen. Die vielen hier zur Genesung weilenden Offiziere bringen in das belebte Gesellschaftsbild, das sich allabendlich in den neuen, prächtigen Räumen des Kurhauses entfaltet, eine bunte Abwechslung. Großer Beliebtheit erfreuen sich die Nachmittags- und Abendkonzerte auf der neuen Wirtschaftsterrasse des Kurhauses, ebenso wie die, anspruchsvollere musikalische Forderungen befriedigenden täglichen Konzerte des städtischen Orchesters im Gartensaal und die unterhaltsamen, durch ihre Gediegenheit sich auszeichnenden Vorstellungen der städtischen Lichtspielbühne. Künstlerkonzerte, Vorstellungen des Karlsruher Hoftheaters, Vorträge u. a. sorgen weiter für anregende Unterhaltung. Besonders angenehm wird von den Kurgästen die Kurtaxefreiheit während der Winterfremdenzeit empfunden. Freunde des Wintersports seien auf die prächtige Rodelbahn am Merkur, die mit der Bergbahn in Verbindung steht, sowie die reiche Gelegenheit zur Ausübung des Schneeschuhsports in Badens weiterer Umgebung hingewiesen.

Sooden-Werra. Zugunsten solcher der Badekur bedürftigen unbemittelten Kriegsteilnehmer, für die die Heeresverwaltung nicht mehr eintritt, sind auf Antrag des Kurdirektors als Grundstock für eine „Rote-Kreuz-Stiftung Bad Sooden-Werra" tausend Mark bewilligt. Sicherlich werden unsere Kurgäste dieses Werk edler Menschlichkeit in opferfreudiger Weise fördern helfen, wie s. Zt. unsere Veranstaltung zugunsten erblindeter Krieger, als deren Ergebnis bekanntlich 1085,80 Mark an die Zentrale in Berlin abgeführt werden konnten.

Humor.



Mitleid.

Gläubiger, mit einem Blick auf die seitwärts stehende, nicht sehr verlockende Frau: „Das Geld braucht' ich schon recht notwendig, Herr Baron, aber wiss'n S', heiraten brauchten Sie meinetwegen grad' auch net . . .“

Preistreiber.

Angeklagter: „Herr Richter! Das letztemal bin ich mit 100 Kronen davongekommen, warum dann diesmal 2000?!“

Richter: „Eben, weil Sie bereits zweimal als Preistreiber vor mir stehen und das zweitemal für die gleiche Sache noch einen höheren Preis gefordert haben als das erstemal.“

Angeklagter: „Entschuldigen S', Herr Richter, in dem Falle sind Sie auch einer!“

Der Feldpostbrief.

„Lieber Schorsch! Ich weiß zwar nichts, aber weil's nichts kost't, schreib' ich dir doch! Es grüßt dich deine Annemarie.“

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek.

Jede Nummer kostet geheftet 20 Pfennig. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Nr. 5811. 5812. In russischer Gewalt. Selbsterlebtes aus dem Beginn des Weltkrieges von Carl v. Maixdorff. Mit einem Bildnis des Verfassers. Gebunden 80 Pfennig.

In packender Weise schildert der Verfasser seine Anfang des Krieges erfolgte Gefangennahme in Riga, wo er als Leiter des Deutschen Theaters jahrelang gewirkt hatte. Nach einer brutalen Haussuchung wurde er in ein elendes Gefängnis geschleppt und ohne jegliche Untersuchung zur Verschickung an die sibirische Grenze verurteilt. Mit 130 deutschen Kriegsgefangenen zieht er von Gefängnis zu Gefängnis; zusammen mit dem Transport gemeiner Verbrecher in Ketten gehen die Etappentransporte in eisenvergitterten Gefangenen- oder in Viehwagen vor sich, bis endlich 1100 Kilometer östlich von Petersburg, in der Stadt Wjatka, haltgemacht wird. In lebendiger Erzählung schildert der Verfasser die seelischen Qualen, die Entbehrungen und die Strapazen der Gefangenen, die rohe Behandlung durch die russischen Behörden und das Gefängnispersonal und deren hämische Freude daran, ihn und seine Leidensgefährten seelisch zu foltern. Die spannenden Schilderungen, die überall den unzweifelhaften Stempel des wirklich Erlebten tragen, können als ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges und als politisches Aktenstück für die Behandlung deutscher Kriegs- und Zivilgefangener in Rußland gelten.

Nr. 5813. Im Felde. Heitere und ernste Kriegserlebnisse von Oskar Kilian. Zweiter Band. Inhalt: Prosit Neujahr! — Der erste Treffer. — Der Spion. — Kameradschaft. — Kriegsfreiwillig. — Zwischen den Feuerlinien. — Burschenwitze. — Auf Vorposten. — Maulwurfsarbeit. — Auf Urlaub.

Der erste Band (Univ.-Bibl. Nr. 5742) brachte in fesselnden Schilderungen eine Reihe lustiger und ernster Begebenheiten aus den ersten Monaten des Soldatenlebens auf dem westlichen Kriegsschauplatze. Diese prächtigen Schilderungen, die allgemein gefallen haben, setzt die neue Sammlung in gelungenster Weise fort. In packenden Bildern ziehen einzelne Episoden aus den Kämpfen in Flandern, in der Champagne und in den Argonnen vorüber; und wie die Schrecknisse des blutigen Ringens, so sprechen aus den Geschichten keckes Draufgehen und schlichtes Heldentum, unentwegte Waffenkameradschaft und selbstverständliche Pflichttreue des deutschen Soldaten. Über diesen militärischen Tugenden aber leuchtet der goldene Humor, die frohgemute Zuversicht unserer Feldgrauen, aus allen Leiden und Anstrengungen als Sieger hervorzugehen.

Nr. 5814. Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1914/15. Herausgegeben von Karl Wilke. Dritter Band.

Dieser dritte Teil der Berichte aus dem Großen Hauptquartier schildert überaus interessant den großartigen Vorstoß der Mackensen unterstellten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien bis zur Einnahme Lembergs am 22. Juni 1915, sodann die inzwischen ausgeführten Unternehmungen der Heereskörper an der Narew- und Njemenfront, sowie die Kämpfe bei Libau und an der Dubissa im Mai und Juni und bei Przasnysz und Mlawa im Februar bis März. Es folgt dann die meisterhafte Darstellung der Schlacht von La Bassée und Arras (Loretto-Schlacht) und die von packender Lebendigkeit erfüllte Schilderung der erbitterten Waldgefechte in den Argonnen im Juni und Juli dieses Jahres.

Nr. 5815. Musiker-Biographien. 34. Band: Zelter. Von Georg Richard Kruse. Mit Zelters Bildnis.

Der Berliner Altmeister, unsterblich geworden durch den Briefwechsel mit Goethe (Univ.-Bibl. Nr. 4581—85, 4591—95 und 4606—10), der Lehrer einer ganzen Musiker-Generation, aus der Mendelssohn, Meyerbeer, Otto Nicolai besonders hervorragen; der vorbildliche Organisator der Singakademien und Liedertafeln, und der Schöpfer überaus zahlreicher, zum Teil noch heute gesungener Goethe-Lieder, deren Texte er vielfach aus der Hand des Dichters zuerst empfing — er entbehrte bisher einer zusammenfassenden Lebensbeschreibung. Seine Autobiographie, die nur die Hälfte seines Lebens umfaßt, ergänzt durch eine Anzahl Briefe, die sein Enkel Wilhelm Rintel 1861 erscheinen ließ, ist längst aus dem Handel verschwunden, und auch sie gab kein vollständiges Bild des Lebensganges und des vielseitigen und umfangreichen Schaffens dieses „treuen Wirkens- und Strebensgefährten" unseres Dichterfürsten. So wird das warm geschriebene Büchlein aus der Feder des bekannten Lortzing- und Nicolai-Biographen willkommen sein, das zum ersten Male Zelters originelle Persönlichkeit im Zusammenhange mit seiner Zeit und seinen Werken schildert und ins rechte Licht stellt.

Nr. 5816. Berühmte Kriminalfälle. Nach dem neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Zehntes Bändchen: Der Pfarrer und Magister Tinius, ein Raubmörder aus Büchersammelwut. Bearbeitet von Ernst Arnold.

Ein angesehener, kenntnisreicher und beliebter Geistlicher, des Mordes angeklagt, vor den Schranken des Gerichts — und nicht etwa eines Mordes aus Übereilung, aus Jähzorn oder im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit begangen, sondern eines Mordes, der mit voller Überlegung nach scharf durchdachtem Plane ausgeführt worden ist, einer Liebhaberei wegen, die sonst eher als Zeichen einer edleren Gesinnung und sittlichen Wertes gelten kann! Die Darstellung dieses seltsamen Kriminalfalles und seine Klärung, der Verlauf des Prozesses und die Ergründung des zwiespältigen Charakters jenes merkwürdigen Mannes, der von wirklicher Frömmigkeit erfüllt und doch ein geriebener Verbrecher war, bilden den Inhalt des vorliegenden von Ernst Arnold aus den spärlich fließenden Quellen mit Sachkenntnis und gerechter Würdigung der Tatsachen bearbeiteten Bändchens.

Nr. 5817. Die Heidelerche und andere heitere Geschichten. Von Maria Stona. Inhalt: Die Heidelerche. — Der sterbende Darda. — Der Tänzer. — Die Fräul'n Fintschi aus Kleppersdorf. — Großmutters Geburtstag. — Das erste Bad. — Das Modell.

Die kurzen, humorvollen Erzählungen sind aus dem Kleinleben des Dorfes wie der ländlichen Stadt geschöpft und zeigen uns eine Reihe origineller Gestalten und merkwürdiger Geschicke aus diesem Kreise. Die Verfasserin lebt in Österreich-Schlesien, und dieser ihrer Heimat, mit der sie auf das engste verwachsen ist, entnimmt sie die Stoffe ihrer Erzählungen mit Vorliebe. Sie ist eine ebenso ausgezeichnete Beobachterin wie Darstellerin; jede ihrer Geschichten ist ein Stück Wirklichkeit, mit dem vollen Reiz des Erlebten. Es kann kaum eine Schilderung lebenswahrer sein als beispielsweise die der Bauernschlauheit im „Sterbenden Darda" oder jene im „Tänzer", die uns eine echte „polnische Wirtschaft" vorführt. — Das Bändchen dürfte lebhaft interessieren, da die Verfasserin, die auch um ihrer Lyrik willen viel genannt wird, bisher in der Universal-Bibliothek nicht vertreten war.

Nr. 5818. Der Weltkrieg 1914/15. Gesammelte Berichte von Generalmajor v. Loebell. Zweiter Band: Von der Einnahme von Lodz bis zur Befreiung von Lemberg.

Der zweite Loebellsche Band behandelt die Ereignisse vom Ende des vorigen Jahres bis etwa zur Mitte des laufenden, deren Höhepunkte der glänzende Erfolg der Winterschlacht in Masuren, die heldenmütigen Kämpfe in der Champagne und die Befreiung Galiziens waren. Die Loebellschen Berichte gehen also zum Teil mit dem gleichzeitig erscheinenden 3. Bande der Veröffentlichungen des Großen Hauptquartiers parallel, ihre Art, die Geschehnisse zu betrachten, ist jedoch eine ganz andere; sie geben von den Tatsachen selbst nur eine gedrängte Darstellung und legen das Hauptgewicht auf die Besprechung und Beleuchtung der Ereignisse vom militärischen Standpunkte aus. Daß diese Erläuterungen aus der Feder eines so berufenen Beurteilers stammen, verleiht ihnen ihren besonderen Wert.

Nr. 5819. Puppentheater. Von Franz Pocci. Mit einem Vorwort und Fingerzeigen für die Aufführung herausgegeben von Max Eickemeyer. 3. Band: Kalasiris, die Lotosblume, oder Kasperl in Ägypten, und Kasperl in der Türkei.

Weihnachten naht, und da kommt das Puppentheater wieder zur Geltung. Auch in dieser Kriegszeit ist das Interesse dafür nicht erloschen, im Gegenteil hat Berlin durch Ernst Ehlert eine neue, ständige Marionettenbühne erhalten, die natürlich mit einer Poccischen Komödie eröffnet wurde. Und jetzt, wo alle Blicke nach dem Orient gerichtet sind, lassen wir uns gern von dem Dichter die Wunder des Morgenlandes aufschließen und folgen dem unsterblichen Kasperl nach der Türkei und Ägypten. Das konstantinopolitanische Lustspiel sowohl als auch das Zauberdrama Kalasiris wird nicht nur von der Bühne herab, sondern auch beim Lesen auf groß und klein seine Wirkung ausüben.

Nr. 5820. Die schöne Curzolanerin. Novelle von Adolf Gerstmann.

Die von den blauen Fluten der Adria umspülte Insel Curzola, das dalmatinische Küstenland und der Bord eines österreichisch-ungarischen Panzerkreuzers — das sind die Schauplätze der spannenden Novelle, die Adolf Gerstmann hier bringt, der als gewandter Erzähler und Dramatiker den Freunden der Universal-Bibliothek schon von früheren Erscheinungen her bekannt ist („Die Geschichte vom Mühlhofbauer", Nr. 5654, und „Die Leute von Hohen-Selchow", Schauspiel in 3 Akten, Nr. 1908). Im Rahmen einer äußerst interessanten Handlung werden Land und Bewohner dieses gerade jetzt durch die kriegerischen Ereignisse in den Vordergrund gerückten Gebietes geschildert; ein farbenreiches, fesselndes Bild entrollt sich vor dem Leser.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Leymann in Leipzig.